



ALLTAG UND FREIZEIT IN TOKYO UND WIEN ZU BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS

Herausgegeben von
SEPP LINHART

**ALLTAG UND FREIZEIT IN TOKYO UND WIEN
ZU BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS**

Herausgegeben von

Sepp LINHART

BEITRÄGE ZUR JAPANOLOGIE

Veröffentlichungen der Abteilung für Japanologie
des Instituts für Ostasienwissenschaften
der Universität Wien

Band 43

Herausgeber

Sepp Linhart und Ingrid Getreuer-Kargl

**ALLTAG UND FREIZEIT IN TOKYO UND WIEN
ZU BEGINN DES 21. JAHRHUNDERTS**

Herausgegeben von

Sepp LINHART

WIEN 2013

Bildnachweis zur Umschlaggraphik:

Obere Reihe

Links: Begeisterte Fans vor der 18 Meter hohen Gundam Statue in Odaiba
(Tōkyō 2009 © Purkarthofer)

Rechts: Zu Hip Hop tanzende Jugendliche im Shinjuku Chūōkōen
(Tōkyō 2007 © Kamerer)

Untere Reihe

Links: Die Enzis (hier jeweils zwei aufeinander gestapelt) im MQ
(Wien 2012 © Purkarthofer)

Rechts: Ein lesender Mann, auf einer Baustellenabspernung vor dem
Bahnhof Shinjuku sitzend (Tōkyō 2009 © Purkarthofer)

© Copyright 2013 by Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften, Universität Wien

ISBN 978-3-900362-26-3

Gedruckt mit Unterstützung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Universität Wien

Verleger und Eigentümer: Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien; Herausgeber: Sepp Linhart und Ingrid Getreuer-Kargl; c/o Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften, Universität Wien, Spitalgasse 2-4, A-1090 Wien, Österreich.

Druck: Offset-Schnelldruck Riegelnik, Piaristengasse 17-19, A-1080 Wien, Österreich.

INHALTSVERZEICHNIS

Sepp LINHART	
Einleitung: Alltag und Freizeit in Wien und Tokyo: ein historischer Vergleich durch zwei Jahrhunderte	7
Erster Teil: Gesellschaft	
Sepp LINHART	
Freizeit im Tokyo und Wien der Gegenwart	15
SEINO Kikuko	
Der Wienerwald und Tokyo als „Stadt ohne Wald“ in den 1990er Jahren - Kann man eine Beziehung zwischen Alltag oder Freizeit und Umwelt- rechtsgeschichte herstellen?	37
ITODA Sōichirō	
Tokyo und sein historisches Vergnügungsviertel Asakusa im Umbruch – vom Unterhaltungs-Mekka zur Touristenhochburg	41
Wolfram MANZENREITER	
Fußball und die City: Auswirkungen von Sport-Megaevents auf Tokyo und Wien	57
Susanne FORMANEK	
Alt sein in Tokyo und in Wien im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts: Traditionelle Muster und neue Perspektiven für Alltag und Freizeit	71

Zweiter Teil: Literatur und Theater

HARA Michio

Die gegenwärtige Situation des traditionellen Schauspiels und die kommenden Aufgaben: Die Situation des Kabuki-Theaters 97

SOMIYA Tomoko

Der Taugenichts als Revolutionär des 21. Jahrhunderts? Zur Diskussion über die NEET-Literatur 105

TSUNEKAWA Takao

Über Marlene Streeruwitz' Roman *Kreuzungen* 115

SEKINE Yūko

Der Habsburger-Mythos muss in Japan ein Mythos bleiben — Zur Rezeptionsgeschichte des Wiener Musicals *Elisabeth* in Japan 123

Die Autorinnen und Autoren

131

SEPP LINHART

Alltag und Freizeit in Wien und Tokyo: ein historischer Vergleich durch zwei Jahrhunderte

Dieser Sammelband ist die letzte von insgesamt acht Publikationen, die wiederum auf acht Symposien beruhen, die im Zeitraum von 2001 bis 2009 gemeinsam von Germanisten der Meiji-Universität, Tokyo, und von Japanologen der Universität Wien organisiert und durchgeführt wurden.

Diese Symposien fanden abwechselnd in Tokyo und in Wien statt, wobei die verwendete Sprache in Tokyo Japanisch und in Wien Deutsch war. Nur ganz wenige Referate wurden in Tokyo auf Deutsch und in Wien auf Japanisch gehalten und konsekutiv übersetzt. Damit wollten die Germanisten und Japanologen den Beweis antreten, dass man sich auch auf Deutsch und Japanisch sinnvoll wissenschaftlich unterhalten kann und bei der internationalen Wissenschaftskommunikation nicht notwendigerweise auf ein holpriges Englisch angewiesen ist. Warum sollten auch japanische Germanisten ihre Forschungsergebnisse über Österreich oder österreichische Japanologen ihre Untersuchungsergebnisse über die japanische Kultur und Gesellschaft auf Englisch präsentieren? Nach acht Symposien glaube ich sagen zu können, dass dieser Versuch glänzend geglückt ist. Kein einziges Referat wurde auf Englisch gehalten, auch die Diskussion fand stets nur in den beiden genannten Sprachen statt. Für uns Wissenschaftler, die wir vornehmlich aus schriftlichen Quellen forschen, war es auch ein interessantes Erlebnis, die eigenen Forschungen in der Sprache präsentieren zu müssen, in der wir normalerweise lesen, aber die wir nicht unbedingt tagtäglich sprechen.

Als Rahmenthema für die acht Tagungen wurde gemeinsam das Thema „Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien vom 19. bis zum 21. Jahrhundert“ festgelegt, um möglichst vielen Wissenschaftlern der beiden beteiligten Universitäten eine Teilnahme zu ermöglichen. Alltag und Freizeit umfassen fast sämtliche Bereiche des menschlichen Lebens, und genau so ein breites Rahmenthema sollte es auch sein. Neben Historikern sollten daran auch Literaturwissenschaftler, Sprachwissenschaftler, Musikwissenschaftler, Theaterwissenschaftler, Anthropologen, Soziologen und viele andere teilnehmen. Mit dieser Breite hofften wir, einen fruchtbaren wissenschaftlichen Dialog zwischen Japan und Österreich und besonders deren beiden Hauptstädten in Gang bringen zu können. Explizit gewünscht war die vergleichende Behandlung von Phänomenen in Tokyo und in Wien. Dieser Vergleich konnte auf zwei

Arten erfolgen. Entweder ein Wissenschaftler, der sich schon bisher mit einem bestimmten Phänomen in Tokyo oder Wien befasst hatte, versuchte nun ein vergleichbares Phänomen auch in Wien oder Tokyo, über das er bisher nicht geforscht hatte, ausfindig zu machen und die beiden Phänomene in einem Referat zu vergleichen, oder die jeweiligen Organisatoren versuchten, nachdem ihnen die Themenvorschläge einer Seite übermittelt worden waren, Referenten anzusprechen, die über ähnliche Themen gearbeitet hatten. Diesem Ideal konnte leider nicht immer entsprochen werden, aber dennoch enthalten die nunmehr acht Bände, die die Symposien dokumentieren, eine Fülle solcher Vergleiche.

Insgesamt wurden während der acht Symposien 103 Referate von 53 Personen gehalten, und zwar 53 Referate von 28 Teilnehmern der Meiji-Universität und 50 Referate von 20 Teilnehmern der Universität Wien. Somit wurden bei einem Symposium, leicht aufgerundet, je 13 Referate gehalten. Itoda Sōichirō und Sepp Linhart, die diese Veranstaltungsreihe ins Leben riefen und leiteten, waren bei jedem Symposium mit einem Referat vertreten, also insgesamt je acht Mal, sieben Mal wirkte Roland Domenig mit, sechs Mal Wolfram Manzenreiter und fünf Mal Tsunekawa Takao. Susanne Formanek, Susanne Schermann und der 2008 leider überraschend verstorbene Wendelin Schmidt-Dengler wirkten vier Mal mit, Aihara Ken, Franz Eder, Peter Eigner, Hara Michio und Sunaga Tsuneo drei Mal. Zwei Mal mit dabei waren Ingrid Getreuer-Kargl, Kamiyama Akira, Ono Masahiro, Seino Kikuko, Somiya Tomoko, Brigitte Steger und Yamada Akira. Schließlich nahmen je ein Mal teil: Xenia Enzelberger, Edda Fuhrich, Fukuda Mamiko, Hilde Haider-Pregler, Hiro-sawa Eriko, Kikuchi Yoshio, Koshina Yoshio, Jutta Kowallik, Koyama Ryō, Kuramitsu Shigeaki, Sang-Kyong Lee, Brigitte Marschall, Monika Meister, Mizuno Kōji, Ogawa Taketoshi, Isabelle Prochaska, Franz Römer, Saitō Takashi, Saruhashi Aki, Claudia Schmidhofer, Michael Schneider, Segawa Yūji, Sekine Yūko, Takeda Kiyoshi, Tamamuro Fumio, Toyama Yoshitaka, Watanabe Narumi und Yoshida Masahiko. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Leider konnten nicht alle Referate abgedruckt werden, weil einige Teilnehmer nicht die Zeit fanden, ihr Referat rechtzeitig in die entsprechende Form für den Druck zu bringen, doch von den 103 Referaten sind immerhin 91 in den acht Symposiumsbänden auf mehr als 1300 Druckseiten dokumentiert.

Da vier der acht Symposien in Tokyo stattfanden und vier in Wien sind auch je vier Symposiumsbände in japanischer und in deutscher Sprache erschienen. Die genauen bibliografischen Angaben dazu lauten:

Erstes Symposium am 25. und 26.1.2001 an der Meiji-Universität, Tokyo:
Meiji daigaku bungakubu (Hg.): *Meiji daigaku sōritsu 120-shūnen kinen Meiji daigaku, Uiin daigaku kyōdō shinpojiumu: Sōgō tēma: Jūkyūseiki ni okeru nichijō to asobi no sekai. Edo, Tōkyō to Uiin. Hōkokusho* [Gemeinsames Symposium der Meiji-Universität und der Universität Wien. Generalthema: Alltag und Freizeit in Edo bzw. Tokyo und Wien im 19. Jahrhundert]. Tōkyō: Meiji daigaku 2001. 106 S. (13 Aufsätze)

Zweites Symposium am 25. und 26.3.2002 an der Universität Wien:
Sepp Linhart (Hg.): *Wien und Tokyo um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2003 (= Beiträge zur Japanologie 37). vi, 230 S. (10 Aufsätze)

Drittes Symposium am 10. und 11.07.2003 an der Meiji-Universität, Tokyo:
Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *1920 nendai no nichijō to asobi no sekai. Tōkyō to Uiin. Meiji Daigaku, Uiin Daigaku daisankai kyōdō shinpojiumu* [Alltagswelt und Freizeit in Tokyo und Wien in den zwanziger Jahren. Drittes gemeinsames Symposium der Meiji-Universität und der Universität Wien]. Tōkyō: Meiji Daigaku Bungakubu 2005. 125 S. (11 Aufsätze)

Viertes Symposium am 07. und 08.01.2005 an der Universität Wien:
Roland Domenig und Sepp Linhart (Hg.): *Wien und Tokyo, 1930–1945. Alltag, Kultur, Konsum*. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2007 (= Beiträge zur Japanologie 39), vi, 226 S. (12 Aufsätze)

Fünftes Symposium am 2. und 3.3.2006 an der Meiji-Universität, Tokyo:
Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *Tōkyō to Uiin. Senryōki kara 60nendai made no nichijō to yoka. Meiji Daigaku, Wiin Daigaku dai-go-kai kyōdō shinpojiumu ronbunshū* [Tōkyō und Wien. Alltag und Freizeit von der Besatzungszeit bis zu den 1960er Jahren. Aufsätze des 5. gemeinsamen Symposiums der Meiji-Universität und der Universität Wien]. Tōkyō: Meiji daigaku bungaku-bu 2007. 180 S. (13 Aufsätze)

Sechstes Symposium am 24.–25.9.2007 an der Universität Wien
Sepp Linhart und Wolfram Manzenreiter (Hg.): *Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien, 1955–1975*. Die Zeit des hohen Wirtschaftswachstums. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2009 (= Beiträge zur Japanologie; 40). 212 S. (10 Aufsätze)

Siebentes Symposium am 04.-05.09.2008 an der Meiji-Universität, Tokyo
 Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *Tōkyō to Uiin. 1975-nen kara 2000-nen made. Yoka to nichijō. Meiji daigaku, Uiin daigaku dai-7-kai kyōdō shinpojiumu ronbunshū* [Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien von 1975 bis 2000. Sammlung der Aufsätze des siebenten gemeinsamen Symposiums der Meiji-Universität und der Universität Wien]. Tōkyō: Meiji daigaku bungakubu 2010. 150 S. (13 Aufsätze)

Achtes Symposium am 10.–11.09.2009 an der Universität Wien
 Sepp Linhart (Hg.): *Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien zu Beginn des 21. Jahrhunderts*. Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften, Universität Wien 2013 (= Beiträge zur Japanologie; 43). 132 S. (9 Aufsätze)

Aus diesen Angaben ist deutlich ersichtlich, dass die Symposien sich chronologisch mit der Zeit vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart auseinandersetzen. Mit dem achten Symposium war die Veranstaltungsreihe bei der Gegenwart angelangt. Während die Teilnehmer bei den ersten sieben Symposien ins 19. und 20. Jahrhundert zurückgeblickt hatten, sollten die Referenten beim letzten Symposium im September 2009 versuchen, die Gegenwart in Tokyo und Wien zu beschreiben. Auch diese Gegenwart ist einem raschen Wandel unterworfen und beweist uns tagtäglich, dass das Ende der Geschichte, wie es Francis Fukuyama 1992 vorlaut verkündet hatte, eben doch noch nicht eingetreten ist. Für Japan haben sich seit dem Beginn dieser Symposiumsreihe vor allem zwei große Veränderungen ergeben: erstens das Erstarken Chinas, sowohl wirtschaftlich als auch militärisch, das zu neuen Spannungen zwischen den alten ostasiatischen Kontrahenten China und Japan führte, und zweitens das verheerende Tōhoku-Erdbeben mit der anschließenden Tsunami-Katastrophe vom 11. März 2011, die wiederum zur Katastrophe im Atomkraftwerk Fukushima I und in anderen Atomkraftwerken sowie zur ‚Auslöschung‘ ganzer Ortschaften führte. Diese Veränderungen haben natürlich auch Auswirkungen auf Tokyo und auf den Alltag und die Freizeit seiner Bewohner.

In den hier abgedruckten Aufsätzen der Teilnehmer spielen sie jedoch noch keine Rolle, da das Symposium bereits im Jahr 2009, eineinhalb Jahre vor der Katastrophe, stattfand, und der Herausgeber ersucht die Leser, sich diese Situation bei der Lektüre vor Augen zu halten. Wie in den anderen Bänden auch behandeln die Autoren das heutige Tokyo und Wien facettenartig, was unserer Meinung nach jedoch auch eine interessante größere Sicht ergibt.

In seiner Untersuchung der Freizeit in Wien und Tokyo kommt Sepp Linhart zum Schluss, dass das Freizeitverhalten der Wiener und der Tokyoter ei-

inander immer ähnlicher zu werden scheint, und dass auch in der Einstellung zur Arbeit und in der zur Verfügung stehenden freien Zeit in der Gegenwart bei weitem nicht so große Unterschiede existieren wie in unseren jeweiligen Stereotypen von einander. Seino Kikuko vermeint allerdings, einen großen Unterschied zwischen Wien und Tokyo feststellen zu können – das Vorhandensein von Wald. Tokyo habe keinen Wald, der mit dem Wienerwald vergleichbar sei. Sie hält den Tokyotern den Wienerwald quasi als Spiegel vor Augen und appelliert an sie, die Natur in die Stadt Tokyo zurückzuholen.

Wie schon in seinen anderen Beiträgen zu dieser Veranstaltungsreihe beschäftigt sich Itoda Sōichirō auch in diesem Band mit dem Bezirk Asakusa im Nordosten Tokyos. Er verweist darauf, welche historische Dichte in Asakusa zu finden ist, und meint, dass diese für die Entwicklung Asakusas genützt werden müsste, um dem Bezirk wieder die Bedeutung zurückzugeben, die er einmal hatte. Ansätze dazu wären bereits vorhanden. Völlig gegensätzlich dazu verhält sich die Event-Kultur, die von Wolfram Manzenreiter in seinem Beitrag anhand der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 in Tokyo und der Fußball-Europameisterschaft 2008 in Österreich behandelt wird. Hierbei spielten Traditionen keine Rolle, da die beiden Länder zum ersten Mal Veranstalter solcher Mega-Events des Fußballs waren, sondern im Mittelpunkt stand der wohl sehr gut vergleichbare Konsumerismus der Fans.

Wie schon früher beim ersten Symposium schildert Susanne Formanek wiederum die Situation der älteren Menschen in Wien und Tokyo, doch diesmal nicht im 19. Jahrhundert, sondern in der Gegenwart. Beide Städte zeichnen sich durch eine hohe Überalterung aus, wodurch das Alter sozusagen ‚normal‘ geworden ist und eine entsprechende Veränderung im Bild der alten Menschen eingetreten ist.

Während die Beiträge von Linhart, Seino, Manzenreiter und Formanek, aber auch Somiya jeweils sowohl Wien als auch Tokyo komparativ oder auch kontrastierend einander gegenüberstellen, behandeln diejenigen von Itoda und Hara nur Tokyoter Phänomene, während Tsunekawa sich nur mit einer österreichischen Schriftstellerin beschäftigt. Hara Michio ist ein Spezialist für das Kabuki-Theater, das während der Tokugawa-Periode seine große Zeit hatte, aber nach wie vor existiert. In seinem Beitrag schildert Hara einerseits die Gründe dafür, warum das Kabuki auch in der Gegenwart über eine große Beliebtheit und eine hohe Theaterkultur verfügt, er warnt aber auch davor, dass sich diese Situation in der Zukunft zu Ungunsten des Kabuki ändern könnte.

Somiya schildert einerseits die auch im Beitrag von Linhart kurz erwähnten NEET und gibt gleichzeitig eine Einführung in die als Reaktion auf dieses soziale Phänomen entstandene NEET-Literatur an Hand einer Erzählung von Itoyama Akiko. Durch den Kontrast mit dem Roman *Wie man leben soll* von

Österreichs jungem Paradeschriftsteller Thomas Glavinic zeigt sie, dass auch in Österreich ähnliche Phänomene existieren, ohne dass es in Österreich eine NEET-Diskussion gibt.

Tsunekawa Takao analysiert ein zum Zeitpunkt der Tagung 2009 gerade erst ein Jahr altes Werk der kontroversiellen Wiener Schriftstellerin Marlene Streeruwitz, *Kreuzungen*. Es ist schwer zu beantworten, ob dieser Roman, in dessen Mittelpunkt die Gier nach Geld steht, für die österreichische Gegenwartsliteratur repräsentativ ist, doch sicherlich ist es ein wesentliches Werk der feministischen Literatur Österreichs.

Schließlich geht Sekine Yūko im letzten Beitrag dieses Bandes der Frage nach, warum die japanische Inszenierung des Musicals *Elisabeth* so völlig anders ist als die Wiener Inszenierung. Während diese das kaiserliche Hofleben kritisiert und parodiert, werden die entsprechenden Szenen in Japan umgeschrieben bzw. nicht gezeigt. Das Resultat ist purer Kitsch, denn ein Musical, das das Habsburger Hofleben nicht idealisiert, hätte in Japan keinerlei Aussicht auf Erfolg gehabt, meint die Autorin.

Neben den hier besprochenen Beiträgen gab es bei der Tagung noch Referate von Roland Domenig über „Erfolgsgeschichte oder gar Filmwunder? - Zur gegenwärtigen Situation des Kinos in Österreich und Japan“, von Genia Enzelberger, selbst Theaterregisseurin, über „Theater ohne Kompromisse? – „Freie“ Theaterarbeit in Wien seit 2003“ und von Michael Schneider über „Verständnis, Praxis und Wahrnehmung von Gegenwartsdruckgrafik in Tokyo und Wien“, die jedoch bis Redaktionsschluss nicht beim Herausgeber einlangten und daher nicht abgedruckt werden konnten.

In der Zwischenzeit haben bereits in den Jahren von 2010 bis 2012 drei weitere gemeinsame Symposien der beiden Universitäten stattgefunden, doch stehen diese nicht länger unter einem gemeinsamen Rahmenthema. Der Herausgeber hofft, dass die Veranstaltungsreihe trotzdem möglichst lange weitergeführt werden kann, denn die Ergebnisse der vergleichenden und kontrastierenden Untersuchungen fördern immer wieder interessante Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu Tage.

Zum Schluss bleibt dem Herausgeber nur noch die angenehme Pflicht, der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien und ihrem Dekan, O. Prof. Dr. Franz Römer, für die finanzielle Unterstützung dieses Symposiums und der Drucklegung seiner Ergebnisse sehr herzlich zu danken.

Wien, September 2013

Sepp Linhart

Erster Teil:

GESELLSCHAFT

SEPP LINHART

Freizeit im Tokyo und Wien der Gegenwart

Vorbemerkung

„Freizeit“ war in den vergangenen neun Jahren, seit diese Reihe von Symposien, veranstaltet von Germanisten der Meiji-Universität, Tokyo, und von Japanologen der Universität Wien, ihren Anfang nahm, neben „Alltag“ eines der beiden Rahmenthemen der acht Symposien. Obwohl während dieser neun Jahre sehr viele Referate und in der Folge Buchbeiträge einzelne Aspekte der Freizeit in Tokyo und Wien behandelten, – Theater, Kabarett, Film, Populärmusik, Literatur und vieles andere –, beschäftigte sich kein einziger Beitrag mit der Freizeit als solcher, was übrigens auch für „Alltag“ gilt. Vermutlich meinten wir alle, über solche allgemeine Fragen ohnehin Bescheid zu wissen, oder aber wir hatten eine gewisse Angst, uns mit diesen beiden schwer exakt fassbaren Begriffen und ihrer Ausprägung in Tokyo und Wien einzulassen. Da ich mich in meinem Forscherleben durch Jahrzehnte hindurch genau mit dem Thema Freizeit in Japan beschäftigte, ist es nun aber wohl hoch an der Zeit, bei diesem letzten Symposium zum Themenkomplex Alltag und Freizeit in Tokyo und Wien vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart auch einmal die Freizeitaktivitäten der Wiener und der Tokyoter insgesamt unter die Lupe zu nehmen und diese auf eventuelle Besonderheiten zu untersuchen, die Unterschiede und die Parallelen in der Gegenwart herauszuarbeiten.

Gegenseitige und eigene Stereotype mit Bezug zu Freizeit

Es scheint mir zunächst einmal geboten, mit den Klischeevorstellungen oder Stereotypen über Wien und Tokyo zu beginnen, die sich auf Freizeit beziehen, und von welchen es bei genauerer Betrachtung eine ganze Fülle gibt. Dabei ist es wichtig, die Dynamik der Eigen- und der Heterostereotype nicht außer Acht zu lassen. Eigenstereotype entwickeln sich stets in Wechselwirkung mit Heterostereotypen, auf die sie Einfluss haben und von welchen sie wiederum beeinflusst werden. Genau trennbare, voneinander unabhängige Eigen- und Heterostereotype existieren nicht, schon gar nicht in unserer durch eine Kommunikationsflut und einen Abbau der Distanzen selbst von so weit voneinander entfernten Orten wie Wien und Tokyo charakterisierbaren Gegenwart.

Beginnen wir mit Wien. Wien, das ist in erster Linie einmal

Gemütlichkeit.

Gemütlichkeit ist ein durchaus nicht einfach zu definierender Begriff, der aus zwei Komponenten zusammengesetzt zu sein scheint, nämlich aus dem *Goldenen Wiener Herzen*, also dem freundlichen Gemüt der Wiener, und aus einer gewissen Langsamkeit oder Trägheit, die sich vielleicht am besten in der allseits beliebten und verbreiteten Warnung „*Nur net hudeln!*“ offenbart. Der Begriff beinhaltet aber auch mangelnde Zielgerichtetheit. Man nähert sich dem Ziel nicht schnurgerade, sondern oft auf Umwegen, ein Prozess, der nicht nur negativ gesehen werden sollte, weil er durchaus kreativ sein kann. Das ideale Verhalten der Wiener nach diesem Stereotyp ist also eines, das eher dem Bereich der Freizeit als dem der Arbeit zuzuordnen ist.

Im Zusammenhang mit der Gemütlichkeit kann ein gewisses

Phäakentum

gesehen werden. Der Begriff Phäake wurde durch den politisch umstrittenen, aber nichtsdestotrotz in österreichischen Schulbüchern präsenten und nach wie vor beliebten Dichter Josef Weinheber populär, der in seinem Gedicht *Der Phäake* den Wiener Hang zum übermäßigen Essen, der Wiener Freude an Essen und Trinken beredten Ausdruck verlieh. Wer auch nur einen Bruchteil von dem isst, was in Weinhebers Gedicht aufgezählt wird, hat wohl keine andere Wahl als gemütlich zu sein.

Der Begriff des Phäaken überschneidet sich mit einer anderen Wiener Vorliebe, nämlich der für

Wein, Weib und Gesang

Ein Fixpunkt für jeden Wien-Touristen ist der Besuch eines Heurigenlokals, vor allem in Grinzing, Sievering oder Heiligenstadt, wo man den Wein in großen Heurigengläsern zu sich nimmt und darob bald in eine entsprechende weinselige Stimmung kommt. In den uralten Schlagern und Heurigenliedern, die in den Heurigenlokalen auch heute noch gerne von Berufsmusikern vorgetragen und gemeinsam mit den Besuchern gesungen werden, heißt es denn auch „Das muss ein Stück vom Himmel sein, Wien und der Wein“¹, „Es wird ein Wein sein, und wir werden nimmer sein“, „I bin a stiller Zecher und sing die ganze Nacht, weil mich ein voller Becher in Stimmung hat gebracht“ oder „Ich muss im früh‘ren Leben a Reblaus g‘wesen sein, sonst wär‘ die Sehnsucht nicht so groß nach einem Wein“. Weintrinken wird zum absoluten Genuss hochstilisiert und die Musik, der Gesang, kommen dann ganz von selbst, weil man mit zunehmendem Alkoholgenuss die sonst vorhandenen Hemmungen

¹ Das Lied heißt in der japanischen Fassung übrigens *Bouquet d'amour*, weil es aus Frankreich übernommen wurde. Wien kommt in der japanischen Version nicht vor. Vgl. dazu Linhart 2010.

vor dem Singen in der Öffentlichkeit abbaut. Am schönsten ist das Trinken und Singen aber in Gesellschaft des anderen Geschlechts, und weil die beiden Wörter ‚Wein‘ und ‚Weib‘ ähnlich klingen, kommt es zur genannten Phrase, die aber für Frauen genauso gut ‚Wein, Mann und Gesang‘ lauten könnte.

Für Japaner ist ein Heurigererlebnis mit musikalischer Begleitung vielleicht Bestätigung der in Japan immer wieder zu hörenden Meinung,

Wien ist die Hauptstadt der Musik

Abgesehen von den Berufsmusikern, für welche das Musizieren harte Arbeit darstellt, ist Musik natürlich ebenso dem Bereich der Freizeit zuzuordnen, gleich ob es sich um E- oder um U-Musik handelt. Die meisten Japaner denken dabei wohl an E-Musik, an Haydn, Mozart und Beethoven, aber viele auch an das Musical *Elisabeth*² oder an das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker. Japanische Wien-Touristen besuchen daher häufig eine Opernaufführung in der Wiener Staatsoper oder eine Musical-Vorführung im Theater an der Wien, quasi als Höhepunkt ihres Wien-Besuches.

Als Ort der geballten Vergnügungen in Wien gilt aber wohl nach wie vor **der Prater**

mit seinem 1897 erbauten und nunmehr schon weit über hundert Jahre alten Wahrzeichen, dem Riesenrad. Älteren Japanern ist dieses aus dem britischen Film *Der dritte Mann* (1949) von Carol Reed ein Begriff, der im japanischen Fernsehen bis heute immer wieder wiederholt wird. Japanische Touristen können in Wien das Dritte-Mann-Museum besuchen und eine Dritte-Mann-Tour unternehmen. Die Attraktionen des Praters sind aber insgesamt für die japanische Jugend wohl eher zu langweilig und zu wenig ‚gefährlich‘. In vielen japanischen Vergnügungszentren, beispielsweise beim Tokyo Dome, gibt es höhere, größere, schnellere Attraktionen.

Diese geschilderten Wien-Klischees ergeben insgesamt ein eher rückständiges, altmodisches, behäbiges Bild von den Freizeitaktivitäten in Wien. Tatsächlich gibt es aber in Wien auch durchaus moderne Tendenzen, zum Teil sogar modernere Tendenzen als in Tokyo. Aus den letzten dreißig Jahren wären etwa diesbezüglich erwähnenswert:

das Bermuda-Dreieck

eine Ansammlung von Lokalen in einem Teil des ersten Wiener Gemeindebezirkes in der Nähe des Schwedenplatzes, seit etwa 1980 inoffiziell so benannt, weil man darin wie im berühmten Bermuda-Dreieck verloren gehen kann. Als Bermuda-Dreieck bezeichnete Vergnügungsviertel gibt es mittlerweile auch in verschiedenen deutschen Städten, Wien scheint aber die erste Stadt oder eine der ersten Städte gewesen zu sein, die diese Bezeichnung verwendete.

2 Vgl. dazu den Beitrag von Sekine in diesem Band.

Etwas, was es in dieser oder einer ähnlichen Form in Tokyo nicht gibt, sind

die Donau-Insel, die Neue Donau und die Copa Kagrana.

Die Donau-Insel und die Neue Donau entstanden zwischen 1972 und 1988, als nach Jahrzehnte langem Bau das ehemalige Inundationsgebiet am linken Donau-Ufer durch die Schaffung eines zweiten Flussbettes am linken Rand des Inundationsgebiets zur Neuen Donau und zur Donau-Insel wurden. Obwohl dieser Bau vor seiner Fertigstellung heftig umstritten war, kann man heute, nachdem sich die Neue Donau bei mehreren Hochwässern bewährte, sagen, dass die Neue Donau und die Donau-Insel ein ganz großer Erfolg der Wiener Stadtverwaltung sind. Die 21 km lange und bis zu 250 m breite Donau-Insel, die die Donau quer durch Wien begleitet, ist ein riesiges Naherholungsgebiet für die Wiener geworden. Im oberen und unteren Drittel bemühte man sich, eine Naturlandschaft zu schaffen und zu erhalten, der mittlere Teil ist parkähnlich gestaltet (Kausel 1991). Seit 1984 findet auf der Donau-Insel alljährlich im Juni das Donau-Insselfest statt, ein riesiges Pop-Konzert mit Dutzenden Künstlern, das mit rund drei Millionen Besuchern das größte Freiluft-Event Europas geworden ist. Im unteren Drittel gibt es einen riesigen Nacktbadestrand, an dessen Schaffung das Wiener Original Ludwig Weinberger (1914-1996), besser bekannt unter seinem Pseudonym Waluliso (zusammengesetzt aus den jeweils ersten zwei Buchstaben von Wald, Luft, Licht und Sonne), großen Anteil hatte. Damit hat Wien auch das größte FKK-Gelände einer europäischen Großstadt.

In Bezug auf Japan ist von Interesse, dass im Nordteil der Donauinsel bei der Nordbrücke im Jahr 2002 1000 Kirschbäume gepflanzt wurden, bei welchen seither jedes Jahr in der zweiten Aprilhälfte ein Kirschblütenfest gefeiert wird.

Die Copa Cagrana ist natürlich benannt nach der weltberühmten Copacabana in Rio de Janeiro. Der Name ist ein Beispiel für den bekannten ‚Wiener Schmah‘, der den Ortsteil Kagran zu Cagrana machte, ähnlich wie das höchste Gebäude des Bezirks Floridsdorfs im Volksmund sofort zum Florido-Tower wurde, was wohl an Florida erinnern soll. Die Copa Cagrana in unmittelbarer Nähe zur Reichsbrücke ist so etwas wie das Zentrum der Donau-Insel, ein Bereich voller In-Lokale, die die sogenannte Sunken City bilden. Laut einer Studie der Stadtverwaltung besuchen 73 % der Wiener unter 30 Jahren regelmäßig die Copa Cagrana.

Der Erfolg der Donau-Insel bewirkte wohl, dass man auch im eigentlichen Stadtzentrum nach einem Wasser als Erholungsgebiet suchte, wobei man auf den

Donaukanal zwischen dem ersten und dem zweiten Gemeindebezirk

stieß. Dieser war einst, wie etwa in den Romanen Heimito von Doderers, der selbst im Dritten Bezirk am Donaukanal wohnte, nachzulesen, ein beliebtes Naherholungsgebiet, das aber nach 1945 nie mehr seine frühere Bedeutung erhielt (vgl. Payer 2011). Mitte der 1990er Jahre änderte sich die Situation schlagartig. Zwischen Friedensbrücke und Rossauer Brücke wurde an der Rossauer Lände eine ‚Summerstage‘ mit Freiluftausstellungen und –konzerten sowie Gastronomieangeboten errichtet, beim Ringturm das Jugendmusiklokal Flex, später bei der Urania ein Badeschiff verankert. Es gibt einen Sandstrand bei der Einmündung des Wien-Flusses in den Donaukanal und auf der Seite des Zweiten Bezirkes, der bis 1938 traditionelles Wohngebiet der Wiener Juden war, einen Tel Aviv-Beach. Der Gestaltungsprozess ist noch nicht ganz abgeschlossen, denn in Zukunft sollen auch der Schwedenplatz und der Morzinplatz in diesen Freizeitbereich eingebunden werden.

Die erfolgreichste Umwandlung eines bedeutungslos gewordenen Areals in ein beliebtes Freizeitangebot ist derzeit

das Museumsquartier (MQ)

im Siebenten Bezirk zwischen Volkstheater und Mariahilfer Straße. Das Museumsquartier ist mit seinen 90.000 qm eines der weltweit größten Kunst- und Kulturareale, das 2001 eröffnet wurde. Es beherbergt insgesamt über siebenzig kulturelle Institutionen, von welchen das Museum moderner Kunst (MUMOK) und das Leopold-Museum, sowie das Architekturzentrum wohl die bekanntesten sind. Das Besondere am Museumsquartier, das die ehemaligen kaiserlichen Stallungen und den später daraus entstandenen Messepalast zu einem modernen öffentlichen Raum machte, ist die Verbindung von traditioneller und moderner Architektur. Der große Innenhof, in dem oft kulturelle Veranstaltungen verschiedenster Art stattfinden, ist auch für weniger an Kultur Interessierte zum Flanieren attraktiv. Die beliebten Sitzmöbel für mehrere Personen, Enzis und Enzos genannt, machen das MQ zu einem ganz wesentlichen Freiluft-erholungsraum oder auch, wie es Dietmar Steiner vom Architekturzentrum ausgedrückt hat, zu „Bobos Wohnzimmer“ (W: Museumsquartier). Dazu ist anzumerken, dass der Spittelberg, eine revitalisierte Gegend unmittelbar anschließend an das Museumsquartier im Siebenten Bezirk, ein besonders beliebtes Wohnareal der sogenannten Bobos ist. Die Filmregisseurin, Autorin und Zeichnerin Andrea Maria Dusl verwendet den Begriff Boboville außer für Spittelberg und MQ noch für die Gegend um den Naschmarkt, Teile der inneren westlichen Bezirke Mariahilf, Neubau, Josefstadt und Alsergrund sowie für das Karmeliterviertel und für den Brunnenmarkt. All diese Gebiete laden durch vielfältige kulinarische Angebote und Lokale zum Verweilen ein,

also zum Genießen des Lebens nicht in der Vorstadt beim Heurigen, sondern in unmittelbarer Nähe seines Wohnbezirks, im „Grätzel“, um einen im letzten Vierteljahrhundert wieder zu Ehren gekommenen Begriff zu nennen.

Weniger erfolgreich verlief die Revitalisierung

der Stadtbahnbögen

ab dem Ende der 1990er Jahre. Man versuchte unter der Stadtbahn neue Lokale und Betriebe anzusiedeln. Ähnliche Projekte gibt es ja auch in Osaka und Tokyo. In Wien braust allerdings nicht nur oberhalb der Bögen die U-Bahn, sondern auf beiden Seiten zusätzlich der Autoverkehr des Gürtels in drei oder vier Spuren einher, so dass es nur schwer ist, dort echte freizeitleiche Stimmung aufkommen zu lassen.

Neben diesen modernen Orten der Freizeit gibt es aber auch völlig neue Freizeitaktivitäten, die mit der eingangs geschilderten beschaulichen Art der Freizeit wenig zu tun haben. Hier sind als bekannteste Events zunächst einmal

Life Ball und Love-Parade

zu nennen. Der Life Ball mit Modeschau ist eine Sympathie- und Unterstützungsveranstaltung für HIV-infizierte Personen, die seit 1993 alljährlich im Mai im Wiener Rathaus und auf dem Rathausplatz stattfindet. Durch den Besuch vieler internationaler Stars ausgezeichnet, findet der Ball auch in den Medien große Aufmerksamkeit. Nicht ganz so elitär wie der Life Ball ist die Regenbogenparade oder Love Parade im Juni jedes Jahres seit 1996. Dabei handelt es sich um ein Event der Lesben-, Schwulen und Transgender-Bewegung, wie es auch in mehreren Städten Deutschlands stattfindet. Im Februar jedes Jahres findet überdies auch ein Regenbogenball als Benefizveranstaltung statt.

Es ist nicht möglich, alle Freizeitevents, die Wien alljährlich bietet, anzuführen, aber in Zusammenhang mit Japan ist die

Aninite

unbedingt erwähnenswert, die größte Fan-Convention für japanische Jugend- und Populärkultur in Österreich. Aninite begann im Jahr 2001 mit 70 Teilnehmern – 2013 waren es mehr als 10.000 Fans. Das mag international gesehen wenig sein, für Wien ist es aber doch ein erstaunliches Aufzeigen einer kleinen Subkultur, die sich für Manga, Anime und Cosplay interessiert.

Wir können also zusammenfassen, dass es ein Klischee vom gemütlichen Wiener Phäaken gibt, der das Leben mit Wein, Gesang und dem anderen Geschlecht genießt, dass aber tatsächlich sehr viele Indikatoren darauf hindeuten, dass es in Wien auch sehr viele Personen gibt, die ihre Freizeit schick, schrill und *trendy* und nicht dem konservativen Klischee entsprechend verbringen.

An dieser Stelle möchte ich noch einige persönliche Erfahrungen einbringen. Ich wohne seit 1996 an der unteren Alten Donau mitten in einem Erho-

lungs- und Freizeitgebiet. Von meinem Schreibtisch aus sehe ich direkt auf eine große Lagerwiese, auf der sich im Sommer bei Schönwetter wohl gut tausend Wienerinnen und Wiener jeden Alters tummeln, um hier gegenüber der größten städtischen Badeanstalt Gänsehäufel kostenlos Badefreuden in der Alten Donau zu genießen. Da Motorfahrzeuge verboten sind, hört man nur den Lärm der Badebesucher, der aber durchaus beachtliche Dimensionen annehmen kann. Neben den Badenden gibt es auch Ballspieler, Turner, Seiltänzer und Jongleure. Im Wasser kann man neben den Schwimmenden Ruderer mit Schinakeln genauso wie mit Sportbooten, Einern, Zweiern, Vierern und Achtern, beobachten, ferner unsportliche Elektroboote und Segler, Tretbootfahrer, Kanus, Kajaks und sogar chinesische Drachenboote. Wasserpolo-Spieler, Surfer und Stand-Up Paddler ergänzen das Bild. Auf Tennisplätzen wird Tennis gespielt, und auch Beachvolleyball wird angeboten. Das ganze Jahr über finden sich Spaziergänger, Hundebesitzer mit ihren Lieblingen, Nordic Walker, Jogger, Inline Skater, Rollschuhläufer und massenhaft Radfahrer ein. An den Ufern sitzen bei Tag und in der Nacht Hobby-Fischer auf der Jagd nach Karpfen, Hechten und Wallern. Im Winter, wenn die Alte Donau normalerweise einmal für etwa zehn Tage zufriert, verwandelt sie sich in den größten Natureislaufplatz von Wien. Dann wimmelt es auf ihr von Eisläufern, von welchen manche dabei sogar einen Kinderwagen mitschieben, und von Eishockeyspielern. Und wenn es schneit, kann man am nächsten Tag zusätzlich zu den Spaziergängern Ski-Langläufer Loipen ziehen sehen. Die Altersverteilung reicht vom Baby bis zum Greis, bei den Aktivitäten kann man keine signifikanten Unterschiede nach dem Geschlecht feststellen, lediglich das Fischen scheint eine männliche Bastion zu sein. Die jeweilige Sportausrüstung geht von amateurhaft über semi- bis vollprofessionell, lediglich beim Schwimmen dominieren die reinen Amateure.

Ich habe diese kurzen persönlichen Eindrücke nur eingefügt, weil man an schönen Tagen an der unteren Alten Donau den Eindruck bekommt, das Leben in Wien bestehe nur aus Freizeit und Sport. Wenn an einem heißen Wochentag die Lagerwiese vor meinem Schreibtischfenster gerammelt voll ist genauso wie die verschiedenen Restaurants, in welchen sich die Sportler die verlorenen Kalorien wieder anessen und –trinken können, fragt man sich, wer denn in dieser Stadt überhaupt noch arbeitet, wie es möglich ist, dass diese Stadt noch funktioniert. Wien scheint ein Freizeitparadies zu sein, die Wiener scheinen nur für die Freizeit zu leben.

Wenden wir uns nun Tokyo zu. Tokyo wird nach der allgemeinen Vorstellung dominiert von einer

Arbeitsgesellschaft (*hataraku shakai*)

einer Gesellschaft, in der Arbeit den höchsten Wert darstellt, dem alles andere untergeordnet wird: die Familie, die Freunde, der Konsum, die Freizeit.

Die Tokyoter sind wie die übrigen Japaner auch, aber vielleicht in einem noch höheren Ausmaß,

Arbeitsbienen (*hataraku hachi*) oder Arbeitsameisen (*hataraku ari*).

Die Vorstellung von einem riesigen Ameisenhaufen oder einem großen Bienenvolk lässt sich natürlich vorzüglich auf eine Riesenstadt wie Tokyo übertragen. Beobachtet man einen Ameisenhaufen, dann scheinen alle Ameisen ständig arbeitend in Bewegung zu sein und genauso scheint es in den bevölkerten Vierteln Tokyos zuzugehen, weshalb dieses Bild nicht nur von Ausländern, sondern auch von Japanern gerne gebraucht wurde und wird.

Einige Forscher bezeichnen die ihrer Arbeit so hingeebenen Japaner auch als

Firmenmenschen (*kaisha ningen*),

denn das wesentliche Merkmal sei nicht die unbändige Freude am Arbeiten, sondern die völlige Hingabe an die eigene Firma. Das erinnert ein wenig an den ‚*organization man*‘ von William H. Whyte (1956), Manager in großen amerikanischen Firmen, die entgegen der offiziellen individualistischen Ideologie eine kollektivistische Orientierung hatten. In Japan hingegen stimmten lange Zeit die offizielle Ideologie und die Orientierung der Arbeitnehmer als kollektivistisch überein, bis die Übernahme des neoliberalen Modells in den 1990er Jahren den Individualismus im Management zur herrschenden Ideologie werden ließ. Für den ‚Firmenmenschen‘ ist die Freizeit mit anderen Firmenmenschen selbstverständlich und Quelle von Freude und Zufriedenheit. In den letzten zwanzig Jahren hat die Freizeit in der Firma folgerichtig sehr stark an Bedeutung verloren.

Während der Zeit des hohen wirtschaftlichen Wachstums von den 1960er bis in die 1980er Jahre erstaunte die Welt und auch die japanische Öffentlichkeit selbst das Phänomen des

***mōretsu shain*, des sehr fleißigen Arbeiters,**

den ich aber anders als das *Wadoku jiten* eher als den ‚rasenden Firmenangestellten‘ bezeichnen möchte. Er war derjenige, dem alles außer der Firma uninteressant schien, derjenige, der sich am vollkommensten mit der Firma identifizierte und für den die Firma den alleinigen Lebensinhalt darstellte. Solcherart fand er es selbstverständlich, täglich viele, viele Stunden in der Firma zu verbringen und für seine Tätigkeit in der Firma seinen Schlaf zu opfern (Linhart 1976).

Diese ‚arbeitswütigen Firmenangestellten‘ waren daher natürlich die besten Kandidaten für den

Tod durch Überarbeitung (*karō-shi*),

der logischerweise am häufigsten, aber nicht nur, bei den Personen auftrat, die sich nie eine Auszeit gönnten, die Tag und Nacht für die Firma da sein zu müssen glaubten. *Karō-shi* entsprach so gut dem Stereotyp über die arbeitswütigen Japaner, dass es ab der Mitte der 1980er Jahre ein wichtiger Strang des Diskurses über Japan wurde (Linhart 2002). Es herrschte der Eindruck vor, Japan sei nur Arbeit und überhaupt keine Freizeit, und anstelle eines Mitleids mit den tatsächlichen *karō-shi*-Opfern und der Ergründung der Ursachen für diese Anomalität in einer postindustriellen Gesellschaft machten sich hierzulande nur Spott und Hohn breit über die ‚blöden Japaner, die sich zu Tode arbeiten‘. Im ‚Lande der Gemütlichkeit‘, in Österreich, war *karō-shi* lange Zeit nur sehr schwer zu verstehen, bis ein Journalist darauf aufmerksam machte, dass es auch hierzulande besonders unter Spitzenmanagern durchaus Todesfälle gegeben hätte, die man der Überarbeitung zuschreiben hätte können.

In der Arbeitsgesellschaft Japan dominiert natürlich die Hast und nicht die Gemütlichkeit, denn

Zeit ist Geld (*jikan wa kane nari*).

Im Vergleich von Wien und Tokyo merkt man das sehr gut etwa in Restaurants, in welchen man in Wien stundenlang sitzen und sich unterhalten kann, während man in Tokyo in der Regel nach Beendigung des Essens sofort aufsteht und geht. Bei Zusammenkünften ist stets angegeben, wie lange eine solche dauert, und kurz vor dem angekündigten Ende verlassen alle Japaner den Raum, wie gemütlich es auch immer gewesen sein mag. Eine der beeindruckendsten Phrasen während der Zeit des hohen Wachstums war das angebliche Handlungsmotto für viele japanische Firmenangestellte, nämlich *„Yasumazu, okurezu, hatarakazu!“* („Nicht frei nehmen, nicht zu spät kommen, nicht arbeiten!“), wodurch der hohe Stellenwert der Zeit gut ausgedrückt wird. Das „Nicht arbeiten!“ ist natürlich ironisch gemeint, aber die Phrase deutet doch an, dass das ständige Dasein in der Firma ab einem gewissen Zeitpunkt für wichtiger genommen wird als die tatsächliche Arbeitsleistung. Man geht wohl davon aus, dass sich diese bei ständiger Präsenz ohnehin quasi von selbst ergibt.

Viele Tokyoter versuchen trotz der ihnen auferlegten Beschränkungen neben der Arbeit auch die ihnen verbleibende freie Zeit mit ganzer Kraft zu nützen, woraus sich das bekannte und oft beschriebene Muster

„Yoku hataraku, yoku asobu“ („Mit vollem Einsatz arbeiten, sich mit vollem Einsatz vergnügen“) ergibt, das in der Werbung für eine Whiskey-Marke einst plakativ lautete „Arbeite wie ein Präsident, vergnü-

ge dich wie ein König!“ (Linhart 1990). Bei einem solchen Verhalten kommen aber die Erholung und Regeneration zu kurz und es ist sicherlich auch mit ein Grund für den erwähnten *karō-shi*.

Wenn man in die geringe Freizeit versucht möglichst viel hineinzupacken, dann kommt es zum Phänomen der

Kamikaze-Freizeit (*kamikaze rejā*).

Ein berühmtes, immer wieder zitiertes Beispiel sind Fahrten zum Skilauf am Wochenende. Man fährt Freitag abends, unmittelbar nach Büroschluss, ohne noch nach Hause zu gehen, mit dem Nachtbus, in dem man übernachtet, in ein Skigebiet. Dort versucht man am Samstag und Sonntag möglichst oft die angebotenen Skiabfahrten zu bewältigen, ehe man am Sonntag abends wiederum im Nachtbus direkt ins Büro nach Tokyo zurückfährt, wo man am Morgen wieder auftaucht. Dass ein solches Muster Skiunfälle provoziert, liegt auf der Hand

Da viele hunderttausende Tokyoter zum gleichen Zeitpunkt das Gleiche tun wollen, kommt es zum Phänomen der

überfüllten Freizeit (*kamitsu rejā*).

Ein wunderschöner Autoausflug am Sonntag auf die Miura-Halbinsel im Süden Tokyos und Yokohamas kann zum Alptraum werden, wenn man auf der Rückreise abends stundenlang auf der Autobahn im Stau steckt, wodurch sich natürlich auch sämtliche Erholungseffekte verflüchtigen. Besonders gefürchtete Zeiten der *kamitsu rejā* sind die sogenannte Goldene Woche anfangs Mai mit einer Häufung von Feiertagen und die Tage zu *o-bon*, dem Totengedenkfest im August, wenn abertausende Tokyoter zu den Gräbern ihrer Ahnen in ihre jeweilige Herkunftspräfektur reisen. Aber auch der Neujahrsbesuch bei einem berühmten Schrein oder Tempel, die Kirschblütenschau, *hanami*, an einem besonders berühmten Ort wie Ueno oder ein Besuch des Tokyo Disneyland und viele andere können ob der großen Anzahl von Besuchern zu Ereignissen werden, die einem nur unangenehm in Erinnerung bleiben.

Selbstverständlich gibt es auch in Tokyo viele Prater-artige Vergnügungsparks wie etwa den Kōrakuen und in der Nacht erwachen unzählige

***sakariba* (Vergnügungsviertel)**

zum Leben, wie Kabuki-chō in Shinjuku, gegen die das Wiener Bermuda-Dreieck richtig unschuldig wirkt (Vgl. Linhart 1998). Das bedeutet aber nichts anderes, als dass die Freizeit im Leben der Tokyoter schon immer eine große Rolle spielte, auch wenn das dem gängigen Klischee widerspricht. Innerhalb Japans gelten unter den Großstädtern die Bewohner von Osaka als besonders vergnügungssüchtig, während den Tokyotern größere Zurückhaltung beim Vergnügen zugeschrieben wird, tatsächlich dürfte dieser Unterschied aber wohl nicht sehr bedeutend sein, wenn er überhaupt existiert.

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der verfestigten Klischees, das alles, was diesen nicht entspricht, kaum zur Kenntnis genommen wird. Das rasche, Jahrzehnte lange japanische Wirtschaftswachstum bis zum Platzen der Seifenblasenwirtschaft 1990 passte hervorragend zum Klischee der besessenen arbeitenden Japaner, aber trotz der vielen Hinweise seither auf ein postindustrielles Japan, in dem die Freizeitindustrien dominieren, und zwar nicht nur zu Exportzwecken, sondern in erster Linie für die japanischen Konsumenten, für die eben die Freizeit viel wichtiger geworden ist, wird dieser Wandel im Westen kaum zur Kenntnis genommen. Daher möchte ich als nächstes einige auffällige neuere Trends aus Tokyo, die dem Klischee des arbeitsamen Japan widersprechen, aufzählen und kurz kommentieren und beginne mit ***furiitā*** und ***niito***.

Furiitā ist eine Kontraktion von *furii* (vom englischen *free*) und *arubaitā* (vom deutschen Arbeiter), heißt also wörtlich ‚freier Arbeiter‘ (Trimmel 2003). Gemeint ist jemand, der sich mit Jobs durchschlägt und keinerlei Anstalten macht, sich um eine dauerhafte Stelle zu bemühen, weswegen der Begriff auch stark negativ konnotiert ist und die gesellschaftliche Missbilligung und die Verachtung der Mehrheitsjapaner für diesen Lebens- und Arbeitsstil zum Ausdruck bringt. Der Ausdruck *furii-arubaitā* wurde 1985 in sozialkritischen Liedern zum ersten Mal gebraucht, 1987 kam dann die heute übliche Form *furiitā* auf. Allgemein kann man auch von Beschäftigten in unsicheren, prekären Arbeitsverhältnissen sprechen. Das Besondere ist die Verwendung des positiv besetzten *furii* für eine an und für sich negativ bewertete Arbeitsform. Nach einer Definition des Arbeitsministeriums wird der Begriff nur für 18- bis 34-Jährige verwendet, also nur für junge Japaner, denen unterstellt wird, ihre Freiheit behalten und sich nicht in die Umklammerung einer Firma begeben zu wollen, indem sie zu regulären Angestellten werden. 2003 hatte die Zahl der *furiitā* mit 2,17 von insgesamt 22,0 Millionen Personen in dieser Altersgruppe ihren Höhepunkt erreicht (9,9% der Altersgruppe), bis 2009 sank die Zahl auf 1,78 Millionen bei einer nunmehr nur noch 19,31 Millionen betragenden Altersgruppe (9,2 % der Altersgruppe).

Niito ist die japanisierte Form des englischen Akronyms NEET, also *Not in Employment, Education or Training*, das 1999 in einem Bericht der britischen Regierung zum ersten Mal gebraucht wurde³. Das Wort wurde in Japan alsbald populär und bezeichnet diejenigen Personen ohne Arbeit aus der Gruppe der 15- bis 34-Jährigen, die weder Studenten, Hausfrauen oder im Haushalt Mithelfende sind und keine Arbeit suchen. Ihre Zahl betrug 2010 rund 600.000 Personen und ist leicht rückläufig. Genau wie die *furiitā* oder

3 Vgl. zu *niito* auch den Beitrag von Somiya in diesem Band sowie Kienreich 2009.

vielleicht sogar noch mehr als diese werden auch die *niito* besonders von konservativen Politikern wie dem Tokyoter Bürgermeister Ishihara Shintarō heftig als Arbeitsscheue kritisiert und ihre Existenz dem übertriebenen Wohlstand der japanischen Gesellschaft und den ihre Kinder zu sehr verwöhnenden Eltern zugeschrieben.

Als eine Steigerungsstufe der *niito* könnte man die

hikikomori

bezeichnen, Personen, die sich völlig von der Welt zurückziehen und den Freizeitforscher vor das Problem stellen, ob sie in einer totalen Freizeitwelt leben oder ob sie schlicht krank sind. Im Deutschen verwendet man für Personen mit entsprechenden Symptomen die Bezeichnung ‚an sozialer Phobie leidende Personen‘. Der Ausdruck *hikikomori* wurde vom Psychologen Saitō Tama-ki 1998 zuerst verwendet und rasch populär. Saitō schätzte die Rückzügler auf etwa eine Million, das Gesundheitsministerium jedoch nur auf 50.000 Personen, von welchen etwa ein Drittel älter als 30 Jahre sein sollen. *Hikikomori* werden in der Regel von ihrer Familie versorgt und verkehren oft nur über das Internet mit der Außenwelt. Der Begriff *hikikomori* ist, wie zu erwarten, stark negativ besetzt.

Eine weitere merkwürdige Erscheinung des letzten Vierteljahrhunderts sind die

***otaku*,**

Personen, die ganz ihrem Hobby leben, die das Hobby wichtiger nehmen als eine Arbeit und insofern bei ihren Freizeitaktivitäten ein arbeitssüchtiges Verhalten an den Tag legen⁴. Ihre seit Beginn der 1980er Jahre übliche Bezeichnung rührt daher, dass sie sich zwar bei ihrem Hobby, meist eine bestimmte Form von Manga oder Anime, bis in kleinste Details auskennen, sonst aber weltfremd und zu wenig sozial entwickelt sind. *Otaku* ist eine höfliche Anrede für die zweite Person, die aber höchst komisch wirkt, wenn sie unter zwei Jugendlichen gebraucht wird, wie man es eben den *otakus* nachsagt.

Harajuku und das nicht weit entfernte **Shibuya** sowie seit einigen Jahren auch das Elektronikgeräteviertel **Akihabara** sind in Tokyo die Kristallisationspunkte der auffälligen Freizeit- und Konsumkultur der Tokyoter Jugend. Dort trifft man den ganzen Tag über Mädchen und Burschen, die den neuesten Trends entsprechend gekleidet oder kostümiert sind, und die sich selbst dort vor allem zur Schau stellen. Als Besucher bekommt man den Eindruck, dass die Tokyoter Jugend weder arbeitet noch studiert, sondern sich völlig der Freizeit- und Konsumkultur hingibt. Interessant ist, dass es seit einigen Jahren auch ein Harajuku der Senioren (*Otoshiyori no Harajuku*) gibt, die Jizō-Straße

4 Zu *otaku* vgl. Groniewicz 2011.

in Sugamo, wo die Tokyoter Seniorinnen und Senioren umherstreunen und einkaufen wie ihre Enkel in Harajuku (Hirsch 2010).

Als zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts die japanische Populärkultur große internationale Anerkennung fand, prägte der amerikanische Journalist Douglas MacGray 2002 in einem Aufsatz den Ausdruck des

Cool Japan.

2005 entschloss sich auch die japanische Regierung, diesen Begriff für einen neuen japanischen Lebensstil zu nutzen und propagandamäßig zu verwerten, ähnlich wie Südkorea mit der koreanischen Welle. Interessant ist auf jeden Fall, dass selbst die japanische Regierung Koizumi die japanische Populärkultur, die eben dem Bereich der Freizeit zuzurechnen ist, so positiv bewertete. In diesem Zusammenhang ist vielleicht noch die 2005 ins Leben gerufene Popmusik-Gruppe Tokio Hotel aus Deutschland erwähnenswert, die in den Folgejahren zur kommerziell erfolgreichsten Band Deutschlands wurde. Ihre Protagonisten waren gestylt, als wären sie aus einem Manga herausgezogen. Bei Nachfragen erklärten sie, sie hätten den Namen ihrer Band gewählt, weil Tokyo die glitzerndste Stadt der Welt wäre.

Wir können also zusammenfassen, dass unsere Klischeebilder von der Freizeit in Wien und Tokyo von vielen neuen Tendenzen überlagert werden, die den Klischees widersprechen, vor allem aber betonen, wie wichtig die Freizeit in der Gegenwart in beiden Städten geworden ist, nicht nur in Wien, wo sie es nach den Klischees ja immer schon war, sondern ganz offensichtlich auch im geschäftigen Tokyo, das sich, anders als Wien, sogar zu einem Global Player in Bezug auf Freizeittrends und Populärkultur hochstilisierte und zu dem Personen, die nur für ihre Arbeit leben und denen Freizeit ein unbekannter Begriff ist, einfach nicht mehr passen.

Arbeitszeiten

Die Arbeitszeiten als Voraussetzung für freie Zeit, in der man seine Freizeit gestalten kann, sind für Wien und Tokyo schwer zu ermitteln, weil nur die nationalen Daten vorliegen. Darüber hinaus wird leider in Japan und in Österreich bei den vielen durchaus vorhandenen Umfragen nicht nach den gleichen Dingen gefragt. Sinnvoll vergleichen kann man nur Vollzeitbeschäftigte unter Ausschluss der Teilzeitbeschäftigten. Solche Vergleiche sind aber nur punktuell und nicht Vergleiche der Lebensarbeitszeiten. Ferner geben die Statistiken selten an, ob nur die Arbeitstage berücksichtigt wurden, oder ob auch die Urlaubstage in die durchschnittlichen Zahlen eingeflossen sind.

Einer Mitteilung des Europäischen Amtes für Statistik Eurostat zufolge, hatte Österreich 2012 von allen Ländern der Europäischen Union die zweitlängsten Wochenarbeitszeiten, nämlich 41,8 Stunden. Lediglich Großbritannien hatte mit 42,2 Stunden eine noch längere Wochenarbeitszeit, während der EU-Durchschnitt bei 40,4 Wochenstunden lag. Dabei leistete in Österreich nur etwa ein Fünftel der Unselbständigen Überstunden. Von den durchschnittlich 8 Überstunden der Überstundenleister wurden nur 6 bezahlt, und 2 gratis geleistet (N.N. 2013). Diese Statistiken zerstören wiederum zwei Mythen, nämlich den Mythos von außerordentlich kurzen Arbeitszeiten in Österreich, und ferner den, dass es in Österreich im Gegensatz zu Japan keine gratis geleisteten Überstunden gibt. Da die Wiener Arbeitszeiten nirgends extra ausgewiesen werden, nehme ich einmal hypothetisch an, dass sich die Wiener Verhältnisse von denen im übrigen Österreich nicht so sehr unterscheiden.

Japan verzeichnete von 2005 (43,5 Stunden) bis 2011 (42,1 Stunden) einen beachtlichen Rückgang der Wochenarbeitszeit um 1,4 Stunden und liegt damit nur noch knapp, sprich 0,3 Stunden oder 18 Minuten, vor Österreich (JIL 2013). Auch das entspricht durchaus nicht dem Klischee von den lang arbeitenden Japanern. Die Daten aus dieser Erhebung stammen überdies von den Beschäftigten selbst. Eine zweite Untersuchung unter den Arbeitgebern kommt sogar nur auf eine Wochenarbeitszeit von 37,4 Stunden. Während die erste Untersuchung auf Angaben der Arbeitnehmer über die von ihnen geleistete Arbeit beruht, werden bei der zweiten Untersuchung die Statistiken der Arbeitgeber ausgewertet. Selbstverständlich werden die einen Daten in der Regel von den Gewerkschaften und die anderen von den Arbeitgebervertretern zur Argumentation verwendet. Auf jeden Fall liegen auch die Angaben, die auf dem subjektiven Gefühl der Arbeitsbelastung durch die Arbeitnehmer aufbauen, nicht wesentlich über denen für Österreich, was wohl auch eine Überraschung darstellt.

Was in Tokyo zu einem Gefühl höherer Arbeitsbelastung beitragen könnte, sind die Wege von zu Hause zur Arbeit und von der Arbeit nach Hause, die für die meisten Arbeitnehmer in überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln stattfinden und wegen der enormen Ausdehnung Tokyos und der Länge der Fahrtzeiten subjektiv sicherlich als anstrengender und mühsamer empfunden werden als die Wege zur Arbeit in Wien, auch wenn Wien über einen beträchtlichen Anteil von Pendlern aus Niederösterreich, dem Burgenland und sogar aus der Steiermark verfügt.

Nicht unerheblich für die Jahresarbeitszeiten sind natürlich die konsumierten Urlaubstage. Österreich hat mit einem Mindesturlaub von 5 Wochen oder 25 Arbeitstagen eine sehr großzügige Urlaubsregelung, ab 26 Dienstjahren erhöht sich der Jahresurlaub sogar noch um eine Woche. In Japan hinge-

gen beträgt der Mindesturlaub lediglich zwei Wochen oder zehn Arbeitstage. Dieser erhöht sich pro Jahr in derselben Firma um einen Tag, so dass man nach zehn Jahren 20 Urlaubstage erreicht. Einige Firmen haben auch großzügigere Regelungen. Nach einer Statistik aus dem Jahr 2010 hatten Japans Arbeitnehmer im Durchschnitt 16.6 Urlaubstage, von welchen sie allerdings nur 9.3 Urlaubstage oder 56 % konsumierten. Österreich kommt in dieser Untersuchung nicht vor, aber in Deutschland wurden von durchschnittlich 27.6 zustehenden Urlaubstagen 25.5 Tage oder 91 % konsumiert, also in Tagen fast dreimal so viel wie in Japan (W Nenji yūkyū kyūka). Es existieren Berechnungen, wonach die volle Inanspruchnahme des Urlaubs in Japan das japanische BNP um 2,5 % steigern würde, weshalb auch die japanische Regierung seit einem Vierteljahrhundert bemüht ist, die Freizeitorientierung der japanischen Arbeitnehmer zu verstärken.

Da die japanischen Arbeitnehmer in vielen Betrieben nur schwer dazu zu bewegen waren, den ihnen zustehenden Urlaub auch in Anspruch zu nehmen, Urlaubstage und Feiertage aber Tage sind, an denen viel mehr konsumiert wird als an Arbeitstagen, ging die japanische Regierung dazu über, immer mehr Feiertage einzuführen. Gegenwärtig hat Japan mit 15 staatlichen Feiertagen diesbezüglich äußerst großzügige Regelungen, vor allem weil vier Feiertage unter dem sogenannten Happy Monday-System seit dem Jahr 2000 auf einen bestimmten Montag eines bestimmten Monats verlegt wurden, was jeweils längere Wochenenden ergibt. In Österreich hingegen entfallen fast in jedem Jahr Feiertage auf Samstage oder Sonntage, wie der Neujahrstag, Heilige Drei Könige, der Erste Mai, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, der Nationalfeiertag, Mariä Empfängnis, der Christtag oder der Stefanitag, was nicht kompensiert wird. 2013 waren das beispielsweise bei insgesamt 13 Feiertagen 3 Feiertage, so dass den Wienern im Gegensatz zu den Tokyotern nur 10 Feiertage verblieben. Auf diese Weise konnten die Tokyoter immerhin eine Urlaubswoche gegenüber den Wienern gutmachen.

Was man bei einem genauen Vergleich auch noch in Betracht ziehen müsste, ist die Lebensarbeitszeit. Während die Tokyoter im Durchschnitt wohl etwas später ins Arbeitsleben eintreten als die Wiener, endet dieses bei den Wienern deutlich früher als bei den Tokyotern. Im Alter haben daher die Wiener deutlich mehr arbeitsfreie Zeit als die Tokyoter.

Fasst man diese Fakten zusammen, dann steht den Wienern im Laufe ihres Lebens wohl etwas mehr arbeitsfreie Zeit zur Verfügung als den Tokyotern, sie machen mehr Gebrauch von ihrem Urlaub, haben aber weniger gesetzlich arbeitsfreie Feiertage. Die tägliche Arbeitszeit ist heutzutage kaum noch unterschiedlich, doch dürften die längeren Anfahrtswege zur Arbeit in Tokyo für ein stärkeres Gefühl der Arbeitsbelastung sorgen als in Wien. Bezüglich der

Lebensfreizeit verfügen die Wiener im Alter sicherlich über ein deutliches Plus. Der spätere Eintritt in das Arbeitsleben ist für die Tokyoter insofern kein Vorteil, weil sie eben eine längere Phase ihres Lebens für Ausbildung verwenden, die ja arbeitsähnlichen Charakter besitzt.

Freizeitaktivitäten

Um einen Überblick über die Freizeitaktivitäten in Japan zu bekommen, stehen dem Forscher die Ergebnisse des *Survey on Time Use and Leisure Activities* zur Verfügung, der seit 1976 alle fünf Jahre, zuletzt 2011, vom Statistikbüro des Innenministeriums durchgeführt wird. Die Samplegröße umfasst dabei ca. 200.000 Personen, die über zehn Jahre alt sind, aus 80.000 Haushalten. Als Quellen für Österreich dienen die Ergebnisse des *Jährlichen Freizeitmonitors* des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung. Dabei handelt es sich um eine repräsentative Stichprobe von etwas über 1000 Personen, die über 15 Jahre alt sind. Weiters gibt es die SPECTRA-Bus Daten des gleichen Instituts, die einer repräsentative Stichprobe von über 3000 Personen über 15 entstammen.

Tokyo/Japan

Ich möchte hier nur versuchen kurz die Besonderheit der Freizeitaktivitäten, wie sie sich für Japaner und Österreicher zeigen, darzustellen, ohne die exakten Ergebnisse wiederzugeben. Bei den Japanern, und die Tokyoter werden in dieser Hinsicht wohl keine Ausnahme sein, zeigt sich, dass die typischen Freizeitaktivitäten an den Wochenenden zunehmen. Eine einzige Ausnahme besteht darin, dass Frauen an Wochenenden weniger Sport betreiben als unter der Woche. Auch Aktivitäten wie Radiohören, Zeitungen lesen, Ausrasten werden an den Wochenenden weniger häufig gemacht als an den Wochentagen. Es findet an den Wochenenden offensichtlich eine Konzentration auf die „richtigen Freizeitaktivitäten“ statt. Während bei Umfragen in den siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Tätigkeiten wie *gorone suru* (auf den Tatami liegend ein Schläfchen machen) für die Samstage und Sonntage typisch waren (vgl. Linhart 1976), ist das heute nicht mehr der Fall.

Geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich bei Gymnastik und Sport ausüben, einem Hobby nachgehen und Zeitung lesen, alles Aktivitäten, die von weniger Frauen als Männern ausgeübt werden. Hingegen machen mehr Frauen Konversation, sind also kommunikationsfreudiger, es lesen mehr Frauen Zeitschriften und mehr hören CDs.

Beliebteste Freizeitaktivität, der mehr als 50 % aller Japaner beiderlei Geschlechts frönen, ist das Fernsehen, eine Teilnehmerate von mehr als 40 % weisen Zeitunglesen und Ausrasten auf, und immerhin noch mehr als 20 %

widmen sich ihren Hobbies, einer Form von Unterhaltung, oder kulturellen Aktivitäten. Ausflüge machen und Spaziergehen haben nur an Wochenenden mehr als 20 % Teilnehmer.

Sehen wir die Freizeitaktivitäten noch spezifischer, dann sind die verbreitetsten Sportarten bei den Männern Bowling, Joggen, Baseball, Gymnastik und Fischen in dieser Reihenfolge, während sich Frauen vor allem der Gymnastik, dem Bowling, Schwimmen, Joggen und Badminton widmen. Deutlich weniger Frauen als Männer betreiben Baseball, Fischen, Golf, Aufbautraining und Fußball, so dass wir diese als ‚männliche Sportarten‘ benennen können, während demgegenüber deutlich mehr Frauen als Männer Gymnastik, Schwimmen und Badminton ausüben, die also die ‚weiblichen Sportarten‘ darstellten.

Im großen Bereich der Unterhaltung findet man deutlich mehr Frauen, die auswärts essen gehen, vielleicht mit ihren Freundinnen, und die Karten spielen, wohl mit ihren Kindern. Typische männliche Unterhaltungen sind demgegenüber Barbesuche, *pachinko* Spielen, *shōgi* Spielen, Wetten bei Pferderennen und Mahjong Spielen. Hier zeigt sich nach wie vor das traditionelle Muster *nomu, utsu, kau*, also trinken, glückspielen und Frauen kaufen. *Pachinko*, Wetten bei Pferderennen und Mahjong sind mehr oder weniger ausgeprägte Glücksspiele, während die Barbesuche dem Trinken und der Bereitstellung von Frauen dienen. Das japanische Schach *shōgi*, das nicht in dieses Muster passt, wird von Männern gerne in der Mittagspause oder nach der Arbeit mit ihren Arbeitskollegen gespielt.

Bei fast allen Hobbies dominieren die Frauen. Mehr Frauen besuchen Kinovorstellungen, Theateraufführungen, Konzerte, sowie Kunstausstellungen oder Museen. Diese Aktivitäten können wir auf Grund der Teilnehmerzahlen als ‚typisch weiblich‘ bezeichnen, die Frauen erweisen sich somit als die ‚kultivierteren Wesen‘, um es pointiert zu sagen. Andere Hobbies, welche bei den Frauen weitaus populärer sind als bei den Männern, sind Gartenarbeit, Stricken, Weben, Sticken, Nähen und Kochen, lauter Tätigkeiten, die deutlich arbeitsbezogen sind. Die einzige vergleichbare Aktivität für Männer ist das Hobbytschlern. Auffällig ist, dass die als ‚typisch japanische‘ Freizeitaktivitäten bekannten Tätigkeiten wie Blumenstecken, Teezeremonie, Kalligraphie oder Spielen eines japanischen Musikinstruments nur von sehr wenigen Personen ausgeübt werden.

Es verbleiben schließlich noch die Reisen und Ausflüge, bei welchen sich keine großen Unterschiede nach dem Geschlecht feststellen lassen, lediglich Tiergärten, botanische Gärten, Aquarien und Vergnügungsparks werden von deutlich mehr Frauen besucht, ein Unterschied, der sich wohl durch die Mutterrolle erklären lässt.

Zum Abschluss dieses *tour de force*-Überblicks über die japanischen Freizeitaktivitäten möchte ich noch einen Blick auf die Bedeutung des Alters machen. 2012 waren in Japan 22,9 % der Bevölkerung 65 Jahre alt oder älter, womit sich Japan als eine gealterte Gesellschaft präsentiert. 1989 waren es erst 11,6 %, also rund halb so viele. In Tokyo ist der Anteil der Bevölkerung über 65 mit 20,4 % (2010) etwas geringer als im gesamtjapanischen Durchschnitt, aber auch das einst wegen der vielen Zuzügler so ‚junge‘ Tokyo ist heute eine überalterte Hauptstadt.

Besonderheiten im Freizeitverhalten auf Grund des Lebensalters zeigen sich vor allem bei den sportlichen Aktivitäten. Insgesamt erfolgt mit zunehmendem Alter eine rasche Abnahme der Sportbevölkerung. Besonders deutlich wird das beim Baseball. Ausnahmen stellen hier der Golfsport dar, welcher in der Altersgruppe der 35 – 59-Jährigen am häufigsten gepflegt wird, und auch das Fischen weist unter den 25 – 49-Jährigen die meisten Anhänger auf. Gehen als Sport oder Gymnastik werden ab dem Alter von 45 deutlich beliebter. Die von den Senioren Japans besonders geschätzten Sportarten Boccia und Gateball scheinen hingegen in den nationalen Statistiken gar nicht auf, weil sie von jüngeren Japanern praktisch nicht ausgeübt werden.

Wien/Österreich

In Österreich sind die häufigsten Freizeitaktivitäten, die 83 bis 95 % aller Österreicher mehrmals im Monat machen, Fernsehen, Radiohören, Zeitunglesen, Sich mit der Familie beschäftigen und Über wichtige Dinge reden. Diesbezüglich gibt es wohl keine relevanten Unterschiede zu Japan (Zellmann 2008).

Geschlechtsspezifisch betrachtet sind die Frauen in Wien/Österreich weniger freizeittaktiv, sie neigen zu ruhigeren, regenerativen Aktivitäten. Besonders typisch dafür sind nach den Ergebnissen des Freizeitmonitors 2008 Handarbeiten (25 % Frauen, 5 % Männer), der Kirchenbesuch (21 %: 12 %), sowie der Einkaufs- und Schaufensterbummel (49 %: 28 %). Mehr Frauen schreiben Briefe (12 %: 7 %), und wesentlich mehr Frauen lesen Bücher (51 %: 30 %).

Mehr Frauen als Männer widmen sich in ihrer Freizeit der Gartenarbeit (44 %: 34 %) und gehen wandern oder spazieren (53 %: 41 %). Frauen spielen auch häufiger mit Kindern (54 %: 45 %) und beschäftigen sich mit Tieren (55 %: 47 %). Weitere Unterschiede zeigen sich beim Telefonieren von zu Hause (74 %: 67 %) und mehr Frauen als Männer pflegen sich gerne in ihrer Freizeit in Ruhe (80 %: 74 %).

Männer weisen im Vergleich mit den Frauen in Österreich ein dynamisches, aktives und geselliges Freizeitverhalten auf. Die größten Unterschiede zeigen sich bei den Aktivitäten Videospiele spielen (43 % der Männer, aber

nur 16 % der Frauen), Sportveranstaltungen zuschauen (32 %: 12 %), Handwerkliche Tätigkeiten im Freundeskreis (19 %: 9 %) und Heimwerken in eigener Wohnung/Haus (42 %: 21 %). In ihrer Freizeit sind Männer auch häufiger als Frauen bei Festen/Parties (22 %: 15 %) und im Lokal (Beisl) (62 %: 43 %). Ebenfalls deutlich häufiger machen Männer Homebanking (27 %: 19 %), fahren mit dem Motorrad oder dem Auto herum (67 %: 48 %), nutzen Internet/Online-Dienste (54 %: 40%) und widmen sich der Erotik oder dem Sex (67 %: 52 %). Weitere Aktivitäten, die von mehr Männern als Frauen gemacht werden sind E-Mails (55 %: 43 %), ins Restaurant essen gehen (42 %: 33 %), Sport betreiben (48 %: 39 %) und Beschäftigung mit dem Computer (57 %: 49 %) (Zellmann und Baumann 2009b).

Obwohl der Anteil der älteren Menschen in Wien nicht ganz so hoch ist wie in Tokyo, vor allem wegen der steten Zuwanderung nach Wien und des generativen Verhaltens der zugewanderten Bevölkerungsteile, erreichte er mit 22.4 % über 60-Jährigen im Jahr 2009 ebenfalls in beträchtliches Ausmaß. In der Studie des IFT von 2008 werden auch die älteren Menschen über 55 und die jüngeren bis 54 bezüglich ihres Freizeitverhaltens miteinander verglichen. Es zeigte sich, wie zu erwarten war, dass die über 55-Jährigen im Allgemeinen ein ruhigeres, regeneratives und kulturelles Beschäftigungen gewidmetes Freizeitverhalten an den Tag legen. Sie widmen sich eher der Gartenarbeit (53 %: 33 %), besuchen eher den Gottesdienst (31 %: 12 %), beschäftigen sich mit Handarbeiten (27 %: 10%), gehen mehr wandern und spazieren (59 %: 43 %), gehen häufiger in ein Museum oder in eine Kunstausstellung (5 %: 3 %), in die Oper, in ein Konzert oder ins Theater (6 %: 4 %), spielen häufiger Gesellschafts- und Kartenspiele (40 %: 32 %) und telefonieren mehr von zu Hause als die Personen unter 55 Jahren.

Zusammenfassung

Das tatsächliche Freizeitprofil der Bewohner von Tokyo und von Wien ist aus den Globaldaten für Japan und Österreich schwer zu ermitteln. Wir können aber davon ausgehen, dass die Tokyoter genauso wie die Wiener wegen des höheren Angebots von Freizeitmöglichkeiten jeweils ein aktiveres Verhalten in der Freizeit zeigen als ihre Landsleute. Das gilt natürlich nicht für bestimmte Sportarten wie den alpinen Skilauf, die eine bestimmte geographische Situation in der Nähe des Wohnorts voraussetzen.

Trotz der schwierigen Vergleichbarkeit dürften die Tokyoter und die Wiener in ihrem Freizeitverhalten aber mehr Ähnlichkeiten miteinander als Abweichungen voneinander aufweisen. Man müsste auch berücksichtigen, dass es viele kleinere Untergruppen mit einer eigenen Freizeitkultur gibt, wie etwa

die türkische Minderheit und die Minderheit aus dem ehemaligen Jugoslawien in Wien, oder die koreanische und die chinesische sowie die brasilianische Minderheit in Tokyo.

Aus zahlreichen Studienergebnissen geht hervor, dass sich die japanische Gesellschaft und das japanische Freizeitverhalten immer mehr in Richtung Westen ändert: die vielgerühmte japanische Arbeitsethik verliert an Bedeutung, Privatisierung des Lebens und Individualisierung werden zunehmend wichtiger. Das bedeutet auch, dass eine Emanzipation der Freizeit von ökonomischen und politischen Organisationen stattfindet, die Freizeit wird, um mit David Riesman zu sprechen, immer mehr innengeleitet und ist nicht länger außengeleitet, für immer mehr Menschen wird ihre Freizeit zu einer echten freien Zeit, in der sie tun, was sie wollen.. Es ist sicherlich nicht falsch zu vermuten, dass die Bewohner von Tokyo und von Wien bei diesem Verhaltensänderungsprozess eine führende Rolle innehatten und –haben.

Literatur

Groniewicz, Silvia

2011 *Das Phänomen Otaku Ursprung und Entwicklung im Spiegel der Medien*. Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Wien.

Hirsch, Margret Sabine

2010 *Sugamo Das Harajuku der Omas. Ein Zufluchtsort nur für die Alten?* Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Wien.

JIL = The Japan Institute for Labour Policy and Training

2013 *Databook of International Labour Statistics 2013*.
<http://www.jil.go.jp/english/estatis/databook/2013/06.htm> (7.8.2013)

Kausel, Eva

1991 *Arkadien an der Donau? Freizeit in der Großstadt am Beispiel der Wiener Donauinsel*. Unveröffentlichte Dissertation an der Universität Wien 1991.

Kienreich, Verena

2009 *NEET. Not in Education, Employment or Training. Junge Menschen fern von beruflichem Alltagsstress. Ausbeuter oder Opfer der japanischen Gesellschaft?* Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Wien.

Linhart, Sepp

1976 *Arbeit, Freizeit und Familie in Japan. Eine Untersuchung der Lebensweise von Arbeitern und Angestellten in Großbetrieben*. Wiesbaden: Harrassowitz (= Schriften des Instituts für Asienkunde in Hamburg, Band 43).

- 1990 „Arbeite wie ein Präsident, vergnüge dich wie ein König. Einige Bemerkungen zum japanischen Freizeitverhalten“, Irene Hardach-Pinke (Hg.): *Japan: Eine andere Moderne?* Tübingen: Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, 81-95.
- 1998 „Sakariba: zone of ‚evaporation‘ between work and home?“, Joy Hendry (Hg.): *Interpreting Japanese society. Anthropological approaches*. 2. Aufl. London und New York: Routledge, 231-242.
- 2000 „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit: Anmerkungen zum Verhältnis von Arbeitszeit und Freizeit in Japan“, Mihee Kim, Kwang-Ki Park und Andreas Schirmer (Hg.): *Eins und doppelt. Festschrift für Sang-Kyong Lee. Beiträge aus Theaterwissenschaft, Literaturwissenschaft, Ostasienwissenschaften*. Frankfurt am Main etc.: Peter Lang, 127-152.
- 2009 „Popular Leisure“, Sugimoto Yoshio (Hg.): *The Cambridge Companion to Modern Japanese Culture*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press, 216-235.
- 2010 „Mikado, Tipperary, Bouquet d’amour and Sukiyaki: On the Mutual Reception of Popular Music in Japan & the West“, *Journal of the Meiji Jingu Research Institute. Kamizono* 3, 143–163.
- MacGray, Douglas
2002 Japan’s Gross National Cool“, *Foreign Policy* vom 1.5.2002
http://www.foreignpolicy.com/articles/2002/05/01/japans_gross_national_cool
(31.8.2013)
- N.N.
2013 „Arbeitszeit in Österreich unterschiedlich verteilt“, *Die Presse* vom 30.4.
<http://karrierenews.diepresse.com/home/karrieretrends/1396198/Arbeitszeit-in-Oesterreich-unterschiedlich-verteilt> (7.8.2013)
- Payer, Peter
2011 „Der Wiener Donaukanal. Alltagskulturelle Bedeutung und Imagewandel 1800-2010“, *Wiener Geschichtsblätter* 2, 151-172.
<http://www.stadt-forschung.at/downloads/Donaukanal.pdf> (3.9.2013)
- Trimmel, Irene
2003 *Furiitā. Systemaussteiger oder Produkte des Arbeitsmarktes?* Unveröffentlichte Magisterarbeit an der Universität Wien.
- Wikipedia-Artikel (W)
AniNite <http://de.wikipedia.org/wiki/AniNite> (7.8.2013)
Bermudadreieck (Wien) [http://de.wikipedia.org/wiki/Bermudadreieck_\(Wien\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Bermudadreieck_(Wien))
(7.8.2013)
Cool Japan http://en.wikipedia.org/wiki/Cool_Japan (16.8.2013)
Donauinsel <http://de.wikipedia.org/wiki/Donauinsel> (7.8.2013)
Donaukanal <http://de.wikipedia.org/wiki/Donaukanal> (7.8.2013)
Furiitā <http://ja.wikipedia.org/wiki/%E3%83%95%E3%83%AA%E3%83%BC%E3%82%BF%E3%83%BC> (16.8.2013)

Hikikomori <http://ja.wikipedia.org/wiki/%E5%BC%95%E3%81%8D%E3%81%93%E3%82%82%E3%82%8A> (16.8.2013)

Life Ball http://de.wikipedia.org/wiki/Life_Ball (7.8.2013)

Museumsquartier <http://de.wikipedia.org/wiki/MuseumsQuartier> (7.8.2013)

Nenji yūkyū kyūka <http://ja.wikipedia.org/wiki/%E5%B9%B4%E6%AC%A1%E6%9C%89%E7%B5%A6%E4%BC%91%E6%9A%87> (16.8.2013)

Niito <http://ja.wikipedia.org/wiki/%E3%83%8B%E3%83%BC%E3%83%88> (16.8.2013)

Otaku <http://ja.wikipedia.org/wiki/%E3%81%8A%E3%81%9F%E3%81%8F> (16.8.2013)

Stadtbahnbögen <http://de.wikipedia.org/wiki/Stadtbahn%C3%B6gen> (7.8.2013)

Wiener Prater http://de.wikipedia.org/wiki/Wiener_Prater (7.8.2013)

Zellmann, Peter

2008 „Freizeitmonitor 2008 / Teil 1“ *ift Forschungstelegramm* 02/2008
http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2008/ft_02_2008.pdf
 (2.9.2013)

Zellmann, Peter und Julia Baumann

2009a „Die bevorzugten Freizeitaktivitäten der Gruppe 55+“, *ift Forschungstelegramm*
 01/2009
http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2009/ft_01_2009.pdf
 (2.9.2013)

2009b „Unterschiede im Freizeitverhalten von Frauen und Männern“, *ift Forschungstelegramm*
 03/2009
http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2009/ft_03_2009.pdf
 (2.9.2013)

SEINO KIKUKO

Der Wienerwald und Tokyo als „Stadt ohne Wald“ in den 1990er Jahren - Kann man eine Beziehung zwischen Alltag oder Freizeit und Umweltrechtsgeschichte herstellen?

1. Der Wienerwald und Tokyo in den 1990er Jahren

Der Wienerwald ist die „grüne Lunge“ Wiens, die sich im Westen der Stadt erstreckt. Er zählt zu den artenreichsten Waldökosystemen Österreichs. Allerdings wurden größere Teile des Wienerwaldes wegen ihrer Nähe zu der ständig wachsenden Großstadt beeinträchtigt. 1987 wurde jedoch die Wienerwald-Deklaration, ein übergeordnetes Konzept zum Schutz der Landschaft im Wienerwald, beschlossen. Rodungen von Waldflächen wurden von da an von den Behörden nur äußerst selten und in wohlbegründeten Fällen, z. B. für Straßenverbreiterungen oder Parkplätze, bewilligt. Dadurch ist der Wienerwald als Waldgebiet aufgrund der immer erweiterten Forstgesetze in seinem Bestand – abgesehen von kleinflächigen Rodungen bis 1000m² – nicht mehr bedroht.

Hingegen ist Tokyo in den 1990er Jahren eine graue „Stadt ohne Wald“. Die aufgeblähte Wirtschaft der Achtzigerjahre (Stichwort: Bubble Economy) förderte die Zerstörung von ökologischen Ressourcen; nach deren Ende zu Beginn der Neunzigerjahre mussten Konsum und Investitionen spürbar reduziert werden. Das hätte eigentlich einem „grünen“ Stadtbild förderlich sein sollen, doch Tokyo wurde unter einem neuen Baurecht weiter ausgebaut. Im heutigen Tokyo sehen wir daher eine zersiedelte, verdrahtete, von verunstaltenden Wolkenkratzern und vielen Schildern verstellte und von Lärm geplagte Riesenstadt – ohne Wald.

Wie lassen sich diese krassen Unterschiede erklären? Und auf welche Weise könnte den Bewohnern der japanischen Hauptstadt mehr „grüne“ Lebensqualität vermittelt und ein schönerer Alltag in Zukunft garantiert werden? Ich werde im Folgenden versuchen, diesen Unterschied durch die Umweltrechtsgeschichte beider Städte nach der Industrialisierung im 19. Jahrhundert komparatistisch zu erfassen.

2. Der Schutz des Wienerwaldes und die Landschaft in To-kyo im 19. und frühen 20. Jahrhundert

2.1. Die Landschaft des Wienerwaldes und die Künstler

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, also in der Romantik und im Biedermeier, wurde die Landschaft des Wienerwaldes von weiten Bevölkerungskreisen, ganz speziell aber von den Künstlern entdeckt. Der Liederzyklus *Die schöne Müllerin* (1823) von Franz Schubert spiegelt das Idyll der verborgenen Waldtäler des Wienerwaldes. Und Ludwig van Beethoven soll im Helenental gesagt haben: „Hier, von dieser Natur umgeben, sitze ich oft stundenlange und meine Sinne schwelgen in dem Anblick der empfangenden und gebärenden Kinder der Natur.“ Das waren die ersten großen Manifeste für einen pfleglichen Umgang mit der Natur.

2.2. Die erste – und größte – Gefahr für den Wienerwald in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Obwohl im Jahre 1852 ein sehr strenges Forstgesetz erlassen wurde, befand sich das österreichische Kaiserreich nach dem verlorenen Krieg gegen Preußen in ganz besonders drängenden Finanznöten. Um 1870 sollte daher neben Bergwerken und Fabriken nun auch der sich im staatlichen Besitz befindende Wienerwald verkauft bzw. gerodet werden. Das war die bisher größte Gefahr für den Bestand des Waldes.

Allerdings protestierten zahlreiche Gemeinden des Wienerwaldes gegen diesen Plan, worauf der Wiener Gemeinderat eine Enquete gegen den Verkauf bildete. Und der Pionier des ideellen Natur- und Landschaftsschutzes, Josef Schöffel (1832-1910), begann seinen journalistischen Feldzug gegen die Abholzung des Waldes. Im *Neuen Wiener Tagblatt* und in der *Deutschen Zeitung* berichtete er von den Plänen, fand schließlich immer mehr einflussreiche Anhänger, unter anderem auch im Reichsforstverein. Nach langem und schwierigem Kampf erreichte er, dass der Wienerwald weder verkauft noch abgeholzt noch in einen Nadelholzbestand umgewandelt wurde.

Im Vergleich zur Umweltrechtsgeschichte in Deutschland, so zum Beispiel der Heimatschutzbewegung, ist es bemerkenswert, dass sich dieser Widerstand gegen die staatlichen Pläne als Bürgerbewegung in guter Kooperation mit den betroffenen Gemeinden und dem Rat der Gemeinde Wien manifestierte.

2.3. Die Naturfreunde und die Arbeiterkreise Ende des 19. Jahrhunderts

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bestand in den Ländern Mitteleuropas durch Arbeitszeitverkürzungen und Urlaubsregelungen in Tarifverträgen die Möglichkeit, in gewissem Umfang die Erholungsbedürfnisse weiter Bevölkerungskreise in der Natur zu befriedigen. Vor allem der 1895 in Wien gegründete Verein der Naturfreunde wurde zum Vorkämpfer für die Aufgabe, die Natur zu erschließen und zu schützen. Das war ein typischer Verband im Geist des Kultursozialismus. Vereinsgründer waren der freidenkerische Lehrer Georg Schmiedl, der Sensenschmied A. Rohraner, dessen Sohn, der Student J. Rohraner, und Karl Renner, der spätere Kanzler und Präsident der ersten und zweiten Republik Österreich.

Als 1905 der Wienerwald durch Abholzungspläne erneut gefährdet schien, wandte sich der Verein in Flugblattaktionen und mit Aufrufen an die Öffentlichkeit. Er appellierte, dass es die heilige Pflicht der Regierung sei, den „Wienerwald, unter dessen Laubdach Tausende von Menschen aller Stände Erholung und Genuss suchten, vor Profitgier einzelner zu schützen.“

Nicht nur beim Naturschutz, sondern auch beim Naturgenuss in der „freien Natur“ stießen die Arbeiterwanderer auf die freie Verfügungsmacht des Grundherren bezüglich seines Eigentums.

Daher wird bei den Naturfreunden der Zusammenhang mit den Forderungen nach Arbeitszeitverkürzung, nach Erholung in der freien Natur und nach ungehindertem Naturzugang besonders hervorgehoben. Auch die Arbeiterparteien und Gewerkschaften nehmen sich solcher Bedürfnisse an.

2.4. Die Landschaft in Tokyo vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts

Im Japan des 19. Jahrhunderts wurde der Wald zwar von Künstlern geschätzt, doch spielte er in der Arbeiterbewegung eigentlich keine Rolle. Im Zentrum Tokyo gibt es keine größeren Waldflächen. Von Künstlern wie zum Beispiel den Mitgliedern der Shirakaba (Birken)-Schule wurde die frische Luft und beruhigende Stille des Waldes nahe von Tokyo gerühmt und seine herzerfrischende Schönheit und fesselnde Lebensvielfalt hervorgehoben. Doch diese Künstler konnten aus der Arbeits- und Wohnwelt Tokyos entfliehen, weil sie der bürgerlichen Klasse angehörten. Die vielen ärmeren Bewohner Tokyos hingegen hatten nicht die finanziellen Möglichkeiten, in die Natur zu fahren, und auch nicht die Zeit dazu. Zu dieser Zeit gab es keine Tarifverträge, ja, den Arbeitnehmern wurde sogar gesetzlich strikt verboten, sich gewerkschaftlich zu organisieren, wie zum Beispiel im Gesetz zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung (Chian iji hō). Durch diese Einschränkung ihrer Rechte kam die arbeitende Bevölkerung auch nicht zum Naturgenuss.

Es gab also nicht wie in Österreich eine breite Bewegung zum Schutz der Natur – was sich im heutigen Tokyo deutlich zeigt.

3. Naturschutz im heutigen Tokyo

Durch die neue liberaldemokratische japanische Verfassung von 1946 existiert zwar das Recht auf Tarifverträge, durch die den Arbeitnehmern mehr Rechte eingeräumt werden und die Arbeitszeit auch verkürzt wurde. Dadurch könnten nun viele Leute ihre Freizeit in der Natur verbringen. Aber genießen wir Bewohner von Tokyo wirklich unsere Freizeit im Wald? Die Antwort ist leider „Nein“. Warum nicht?

Erstens fehlt es im zentralen Tokyo immer noch an größeren Waldflächen – es wurden keine Versuche unternommen, die Natur wieder in die Stadt zu holen. Zweitens liegt Tokyo direkt am Meer, in einer flachen Landschaft. Drittens haben die heutigen Bewohner Tokyos eine Tendenz zu hochartifizialen Gärten; eine Tendenz, die sich zwar aus der Geschichte herleitet, aber in der Jetztzeit noch verstärkt wurde. Wir können in den Gärten des heutigen Tokyo nicht nur das Beschneiden der Bäume und Sträucher, das Abzirkeln von Alleen sehen, sondern es gibt auch künstliche Wasserspiele wie zum Beispiel einen Bach, der nur 2 cm (!) tief ist – und in der Nacht abgestellt wird. Welche Fische, Krebse und Frösche könnten in solchen Gewässern überleben?

Zum Abschluss

Wie könnte den Bewohnern der japanischen Hauptstadt mehr grüne Lebensqualität vermittelt werden? Wahrscheinlich geht das nur über eine Neuorientierung, auch vom Meer her. Das Meer in der Tokyo-Bucht ist ja weniger Naturjuwel denn Schauplatz der Fischereiindustrie – also ein Spiegel des jetzigen japanischen Lebensstils. Doch unsere Natur bestimmt sich über das Meer, das sauber gehalten werden sollte; und die Flüsse und Kanäle, die zum Meer führen, sollten mit grünen Bäumen bepflanzt werden, um mehr Natur in die Stadt zu holen.

Der Vergleich von Wien und Tokyo zeigt krasse Unterschiede in der Haltung zur Natur. Kindern in Tokyo ist es fast unmöglich, in wirklich naturbelassener Umgebung zu spielen – was Kindern in Wien im Prater oder im Wienerwald ohne großen Aufwand möglich ist.

Die Geschichte des Umweltrechts in Mitteleuropa könnte den Japanern ermöglichen, ihren Mangel an Wissen um die Landschaft und deren Schutz zu erkennen – und ich hoffe, dass meine Forschungen dazu einen kleinen Beitrag leisten mögen.

ITODA SŌICHIRO

Tokyo und sein historisches Vergnügungsviertel Asakusa im Umbruch – vom Unterhaltungs-Mekka zur Touristenhochburg

1. Individualitätsverlust und Markenkonsum

In der letzten Hälfte der 1960er Jahre brachen in den führenden Industrienationen der Welt Studentenunruhen aus, die sich gegen das amerikanische Engagement im Vietnamkrieg richteten. Auch in Tokyo setzte sich diese Protestwelle fort: In der Universität Tokyo, einer der angesehensten japanischen Elite-Hochschulen, besetzten Studenten das Auditorium Maximum, die historische Yasuda-Halle, und lieferten sich im Januar 1969 mit Einsatzkräften der Polizei heftige Kämpfe, die dazu führten, dass für die folgenden Monate nahezu der gesamte Universitätsbetrieb lahmgelegt wurde. Das Parlament nahm diesen „studentischen Angriff“ auf die prestigeträchtige Universität Tokyo zum Anlass, ein sogenanntes „Universitätsregulierungsgesetz“ zu verabschieden, auf Grund dessen Fakultäten per Verordnung geschlossen werden konnten. Auch ermächtigte das Gesetz die Verwaltungen, universitätsfremde Personen vom Universitätsgelände fernzuhalten. Proteste gegen dieses Gesetz wurden laut, und die landesweiten Demonstrationen fanden ihren Höhepunkt, als im Jahr 1970 eine Verlängerung des japanisch-amerikanischen Sicherheitsvertrages wiederum Öl ins Feuer goss und innerpolitische wie antiamerikanische Resentiments hochschlagen ließ.

Nach der Ratifizierung des Vertrages im gleichen Jahr war eine rasche Beruhigung in den Aktivitäten studentischer Kampfverbände wie auch bei den Antikriegsaktivisten („Volksliga für Frieden in Vietnam“) festzustellen. Lediglich einige versprengte Sektierergrüppchen führten ihren bewaffneten Kampf umso heftiger im Untergrund fort. Unterdessen bemühten sich Regierungs-, Verwaltungs- und Ordnungshüterkreise darum, der Studentenbewegung das Wasser abzugraben, indem man den Ausbildungsstätten weitreichende Befugnisse zur Kontrolle der Studentenschaft übertrug. In diesem Zusammenhang wurde in Pädagogen- und Sozialwissenschaftlerkreisen der österreichisch-amerikanische Philosoph und Theologe Ivan Illich zitiert, der eine „Entschulung“ des Systems forderte, in dem Studenten nicht nur dazu angehalten würden, hinter Qualifikationen und Bescheinigungen herzulaufen, sondern ein gesundes Denken aus eigenem Antrieb zu kultivieren. Eine zu starke „Verschulung“ der Lebensumstände führe zu einer Nivellierung und

einer Verflachung des Wertesystems und letztlich zur Entpersonalisierung des Einzelnen in der Masse (Iritchi 1977: 58ff).

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht waren die 1970er Jahre von heftigen Entwicklungen gezeichnet: Im Gefolge des Nahostkrieges und der Revolution im Iran wurde die Welt von zwei Ölkrisen heimgesucht. Durch die Konvertibilitätsfreigabe des Dollars im Jahre 1973 sank der Wert der amerikanischen Währung von 360 Yen im Jahre 1960 mit einem Mal um rund 100 Yen auf 260 Yen je Dollar. Nach diesen Schockwellen aus dem Ausland propagierte das Kabinett unter dem neugewählten Ministerpräsidenten Kakuei Tanaka eine grundlegende „Umstrukturierung der japanischen Inselkette“. Infolge dieses umfassenden Wirtschaftsvorhabens wurden das Streckennetz der berühmten Shinkansen-Superexpresszüge erweitert und auch ein umfassendes Autobahnnetz in Japan errichtet, um die wichtigsten Stadt- und Wirtschaftszentren miteinander zu verbinden. Des Weiteren wurde ein Ausbau von Schlüsselindustrien in Angriff genommen, deren vorrangige Aufgabe darin bestand, neuartige Produkte wie verbrauchsarme Pkws, nachhaltige Industrieprodukte sowie ergonomische, designoptimierte Haushaltsgeräte auf den Weltmarkt zu bringen. Durch diese Maßnahmen, die die wirtschaftlichen Probleme teilweise in den Hintergrund drängten oder gar vergessen ließen, ließ sich eine Stärkung der Binnennachfrage erreichen. Japan wurde weltweit als neues Wirtschaftswunderland gefeiert.

Dieser Wirtschaftsoptimismus und die weit verbreitete Neigung zur allgemeinen Geschmacks- und Wertenivellierung führten schließlich in ein unkritisches Konsumverhalten, in dessen Mittelpunkt ein reiner Markenfetischismus stand. Die Entwicklung wurde besonders durch jugendorientierten Magazine und Medienbeiträge verstärkt, in denen unentwegt darauf hingewiesen wurde, dass „alle“ sich neuerdings diesem und jenen Trend verschrieben hätten (Hara 2006: 64ff). Die Protagonisten dieser Zeit erschienen dem Betrachter wie Angestellte einer einzigen Organisation, die in ihrer markenbeherrschten Uniformität eine Bestätigung ihrer Zugehörigkeit erlebten und damit ihre eigene Stellung in der Gesellschaft zu definieren suchten. Der Schriftsteller Tanaka Yasuo hat diese Spezies jugendlicher Konsumenten in seinem Roman *Kristall Kids* trefflich beschrieben. *Kristall Kids* erschien 1981 und zeichnete ein umfassendes Portrait der ausgehenden 1970er Jahre und einen Ausblick auf die kommende Entwicklung der 1980er Jahre. Der Autor verstand es meisterhaft, den sich ankündigenden Wandel kultureller und sittlicher Phänomene vor dem Hintergrund der alles beherrschenden Wirtschaftsblase vorauszuahnen und zu analysieren.

Die Kulisse des Romans wird von bekannten Designer-Marken und Restaurants flankiert. Nobelviertel in Tokyo wie etwa die Ginza oder Aoyama

bilden die Bühne. Das Werk zählt zur Gattung des damals modernen „Markenromans“. Die Hauptdarstellerin ist eine fescbe College-Studentin namens Yuri, die unverschämt gut aussieht und daher auch noch als Modell arbeiten muss. Dieses kristallartig-makellose College-Girl führte zu einem Boom, der alles, was nach Studentin aussah, unter der Bezeichnung „Kristall Kids“ subsummierte. Yuris Freundin, Sanae, wird wie folgt beschrieben:

Sanae, die an derselben Fakultät Anglistik studiert und im selben Tennisclub ist wie ich, hat sich in Senzoku ein Coporasu gemietet, in dem sie ganz allein wohnt. Sie steckt fast immer in Sweat-Shirts von Berkley oder Ships, hat eine Tasche von Courrèges, die wie eine Zigarrenkiste aussieht, und trägt zu flachen College-Schuhen von Mihama Kniestrümpfe mit Bömmelchen. (Tanaka 1980: 13)

Tanakas Vorgehensweise ist insofern höchst bemerkenswert, als er seinen Text mit einer Flut von Anmerkungen präsentiert: Die rechte Seite des Buches ist dem Romantext vorbehalten, während auf der linken Seite die entsprechenden durchnummerierten Kommentare zu finden sind. Sanaes Outfit wird nicht einfach als Modetrend in den Raum gestellt. Nein, Tanaka schildert in seinen Fußnoten akribisch, wo in Tokyo welcher Markenartikel in welchem Shop gekauft wurde, und vermittelt dieser Technik bringt er es zuwege, Modephänomene und Orte in Tokyo sprachlich miteinander zu vernetzen. Beispielsweise charakterisiert er die Marke *Berkley* in seiner Fußnote Nr. 35 als einen „*trad(itional)* Shop in Harajuku, der sowohl Männer- als auch Frauensachen führt; ist deshalb Anfängerpärchen, die sich gerne im Partner-Look präsentieren möchten, sehr zu empfehlen. Zum Kauf von Alltagskleidung ideal, da auch die Preise vernünftig sind.“

Auf den ersten Blick liest sich diese Fußnote wie ein Kommentar aus einer der damaligen Modezeitschriften. Mit einem solchen Kunstgriff, nämlich authentische Teile als Kollagenpart in seinen Roman einzubauen, erzeugt Tanaka ein gerütteltes Maß an Wirklichkeitsbezug, eine Wirklichkeit, die sich glaubhaft über den auf der rechten Seite abgedruckten fiktionalen Romantext legt. In der hier geschilderten Passage wird Berkley als „trad shop“ in Harajuku verortet. Der kundige Leser sieht gleich eine Karte Tokyos vor seinem geistigen Auge. Dann die Erwähnung des Phänomens „Partner-Look“, gefolgt von einem Hinweis, wo man als Anfänger „zu vernünftigen Preisen“ sein Partner-Erlebnis verwirklichen kann. Durch das ständige Hin-und-Herspringen des lesenden Auges vom fiktionalen Text zur realen Fußnote schafft Tanaka einen Schwingkreis, der eine hyper-reelle Welt suggeriert. Auch *Ships*, ein „trad shop an der Ginza“ oder „*Mihama*“, ein bekanntes Schuhgeschäft

auf der bekannten Nobelmeile Motomachi in der Hafenstadt Yokohama, werden per Fußnote als real existierende Schauplätze in die Phantasie des Romanlesers hineinprojiziert.

Das soziale Netz und die Interaktionen der Romanhelden werden nicht allein über Ortsbestimmung und Produktnamen erhellt, sondern der Leser erfährt ebenfalls, was gewisse Orte wie beispielsweise Sensoku, ein Bahnhof, der an der Mekama-Linie, etwas außerhalb des pulsierenden Zentrums der Hauptstadt, liegt, mit Sanaes Liebesleben zu tun haben. „Sanae ist allerdings schon vergeben“, erfährt der neugierige Leser. „Er studiert an einer staatlichen Uni, an der Fakultät für Ingenieurwesen Architektur. Dass Sanae, die bis zum letzten Jahr in Eifuku-chō wohnte, nach Sensoku umzog, lag bloß daran, dass es in der Nähe *seiner* Uni in jeder Beziehung bequemer ist.“ Außer der Nähe zu Markenartikeln und bevorzugten Orten mit Markenshops wird auch die Nähe zu Partnern beschrieben, die ebenfalls von dieser Markenbeziehung abhängig sind; und das erstreckt sich bis auf Bekanntschaften, die an einer „Marken“-Uni studieren, deren Nähe genauso gesucht wird, wie das Besitzen dürfen tragbarer Markenprodukte. So heißt es hier über einen Tennisclub, in dem markentreue Jugendliche verkehren:

In trauter Harmonie üben dort Studentinnen »erstklassiger« Frauenunis, die nicht wie Yuri auf „gemischte“ Unis gehen konnten, mit Studenten von »Marken«-Universitäten Tennis – der Form halber. Zu Anfang geben sie sich jungfräulich rein; hinterher gehen sie sozusagen dirnenhaft-kollegial miteinander um. (Tanaka 1980: 39)

Sanae, Jahrgang 1959, lebte letztlich nach einem „Irgendwie-Gefühl“. Auszugehen, „ohne geduscht zu haben“, erscheint ihr unmöglich, denn sie „fühlt sich *irgendwie* nicht gut“, einfach so ihr Apartment zu verlassen. „Wird mir jetzt natürlich vorwerfen, so ein dekadentes, zielloses Leben sei unverzeihlich, aber für mich, die ich 1959 geboren bin, ist »Gefühl« eben das Maß allen Handelns.“ In dem „ziellosen“ Handeln, das Sanae anspricht, spiegelt sich das damals vorherrschende urbane Modegefühl wieder. Wie in einer Tagebuchaufzeichnung lässt sie den Leser an ihrem Tagesrhythmus teilnehmen, der vorwiegend markendominierte Züge aufweist. „Gemüse und Fleisch“ kauft sie ausschließlich in dem noblen und teuren Feinkostgeschäft Kinokuniya in Aoyama, das besonders auch von zahlungskräftigen Ausländern frequentiert wird. Für Frischfisch fährt sie eigens in einen der teuersten Supermärkte Tokyos, zum Meijiya in Hiroo, der ebenfalls auf zahlungskräftige ausländische Kundschaft spezialisiert ist. So etwas wie einen Kuchen hat sie wahrscheinlich noch nie selbst gebacken. Ihr kommt es darauf an, dass die

Namen auf der teuren Verpackung stimmen. Und das können natürlich nur französische oder italienische Namen sein:

Kuchen kaufe ich bei *Lecomte* in Roppongi oder im *El d'Or* an der Ginza. Wenn ich mit Kommilitoninnen zusammen bin, gehe ich große Kuchen à l'Americaine essen, ins *Esto* in Roppongi oder ins *Cappucia*, das in Nogizaka neu aufgemacht hat. (Tanaka 1980: 33f)

Tanaka Yasuos Roman endet in Harajuku, dem Stadtteil, der in der 1980er Jahren als Symbol den absolut jugendlichen japanischen Mode- und Trend-Hype verkörperte. Ein wichtiger Bestandteil des Uni-Curriculums ist ein Lauftraining, das die Jugend im Eilschritt über einen Parcour bringt, auf dem alle ihre Sehnsüchte kurz gestreift werden. Sie beginnen auf der „Straße der modernen Konsumverheißung, *Omotesando*“, laufen von dort entlang bis zum Bahnhof *Harajuku*, der allein schon klanglich als Eingangstor zur Jugendkultur in Japan dient. Ganz in der Nähe erhebt sich das Sendehaus von NHK, des halbstaatlichen japanischen Rundfunks und Fernsehens. Weiter geht es bis zur Stadthalle Shibuya, in der die Konzerte der Schlagerstars stattzufinden pflegen, und weiter zur *Fire-Avenue*, an der die lokale Feuerwehration liegt.

Unterwegs auf diesem Jugendkurs fällt Sanaes Blick an der Kreuzung der Aoyama-Avenue und der Omotesando-Straße auf eine elegante Dame, die aus dem U-Bahn-Ausgang tritt. Sie trägt ein weißes Kleid von Chanel. Sanae erkennt dies „auch auf die Entfernung sofort, weil das gleiche Kleid aus der *Collection Chanel* in einem französischen Modemagazin abgebildet war“. Und als die Frau auf einem Fußgängerweg an ihr vorbeigeht, nimmt sie „einen leichten Duft von Guerlain wahr. Eine verheiratete Frau um die zwei- bis dreiunddreißig, eine Lady von Kopf bis Fuß.“ Und Sanae fragt sich in ihrem Inneren, die Straße hinunterlaufend: „Wie werde ich in zehn Jahren wohl sein?“ (Tanaka 1980: 163)

Tanakas Romantext erscheint gespickt mit Orten und Ortsnamen der japanischen Hauptstadt, was den Leser allerdings nicht verwirrt, da der Autor all die bekannten und hippen Örtlichkeiten wie Harajuku, Aoyama oder Roppongi unter Verwendung zahlreicher Anmerkungen illustriert, aus denen man nebenbei noch wie zufällig erfährt, welche Markenartikel damals gefragt waren oder beispielsweise wo die Jugend sich zum Rendezvous oder Essen zu versammeln pflegte.

Asakusa wird in diesem Kaleidoskop der Orte allerdings nur zweimal erwähnt: Sanae, die auf gefühlsmäßig interessante Eindrücke aus ist, kommt vom „normalen“ Wege ab und begibt sich gezielt auf eine Entdeckungstour durch verschiedene bekannte Parkanlagen Richtung Asakusa:

Spaziergehen heißt für mich eben auch zum Rikugi-Park in Komagome oder zum Furukawa-Park gehen. Ich sehe mir auch gerne den Hyakka-Park in Mukōjima an und laufe dann – leckere Kototoi-Kugeln essend – am Ufer des Sumidagawa entlang. (Tanaka 1980: 43)

Wieder wird dem Leser eine genaue Schilderung der Ortsnamen zuteil. Die in der deutschen Übersetzung als „Kugeln“ bezeichneten Süßigkeiten, golfballgroße Kugeln mit süßer Füllung, sind seit Generationen als lokale Spezialität bekannt und zählen auch heute noch zu einem der beliebtesten Mitbringsel aus Asakusa. Sanae sucht in Asakusa offensichtlich die Begegnung mit der nostalgischen Vergangenheit: Die Erwähnung eines bekannten Restaurants, des Daikokuya, mit seit Jahrzehnten auf Tempura spezialisierter Küche – frittierte Gemüse und Fisch in einem knusprigen Teigmantel – und die Fahrt auf der altmodischen Achterbahn im Vergnügungspark Hanayashiki unterstreichen Sanaes Gefühl, sich dann und wann ein virtuelles Nostalgieerlebnis gönnen zu müssen.

Später im Roman beteuert Sanae: „Wir waren beide irrsinnig auf Aoyama oder Roppongi abgefahren“. Und doch zieht es sie ab und an in eine Gegend abseits aller Markenartikel und bekannter Boutiquen – in das ehemalige Vergnügungsviertel Asakusa. Zwar hat sie nicht vor, dort eine längere Zeit zu verbringen, doch scheint Asakusa eine gewisse Anziehungskraft auf sie auszuüben, die sie in anderen Teilen Tokyos wohl nicht findet. In modischer Hinsicht kann sie sich locker geben, denn in Asakusa herrscht kein Outfit-Zwang wie in Harajuku oder Aoyama, wo die Devise lautet: „Sehen und gesehen werden.“ Hier kann sie sich entspannt ihren Gedanken überlassen und von dem weniger interessanten Tokyoter Stadtteil Mukōjima aus gemütlich Richtung Asakusa schlendern.

In dem Roman *Kristall Kids*, dessen Handlung um 1980 spielt, verbirgt sich ein wichtiger Hinweis auf die damalige und heute noch aktuelle Situation Asakusas im Gefüge der japanischen Hauptstadt. Schriftsteller wie Tanizaki Junichirō, Muroo Saisei, Kawabata Yasunari oder Nagai Kafū fanden ihre Themen und Inspiration im Gefolge der arbeitssuchenden Landbevölkerung, die sich im Umkreis von Asakusa ansiedelte. Nachdem der Gipfel des Bevölkerungszuwachses erreicht war, kam der Krieg. Und zwischen 1945 und dem Anfang der sechziger Jahre wurde besonders Asakusa von den Nachkriegswirren in Mitleidenschaft gezogen. Der Name „Asakusa“ wurde zum Synonym für „Provinzialismus“ und „soziale Armut“.

Im Gefolge des Wirtschaftsbooms der siebziger und achtziger Jahre stiegen die Einkommen und damit verbunden auch die Kaufkraft der japani-

schen Bevölkerung. Dieser Trend beschleunigte eine Abwanderung gewisser Schichten aus Asakusa, wobei die Einwohnerzahl des Stadtteils beträchtlich zurückging. Auch für die Jugend wurde Asakusa zunehmend uninteressanter. Sanae kommt auf ihrem Spaziergang zum traurig verkommenen Hanayashiki-Park und befindet: „Die Achterbahn im Hanayashiki, diese alte Achterbahn, erinnert an längst vergangene goldene alte Zeiten.“ Und aus dieser Betrachtungsweise lässt sich unschwer entnehmen, welchen Stellenwert Asakusa in den Augen eines modernen Mädchens wie Sanae einnimmt, nämlich den eines die Zeiten überdauernden nostalgischen Themenparks. Für Sanae hat sich in Asakusa in den letzten hundert Jahren offensichtlich kaum etwas verändert: Sie geht hier in Gedanken versunken im Park spazieren, ganz wie die Menschen damals in der Edo-Zeit. Und viele Empfindungen überwältigen sie, wie beispielsweise beim Papiergeschäft Isetatsu in Yanaka in der Nähe des Ueno-Parks: Ein Ort, an dem seit jeher traditionelles Japanpapier verkauft wird, und wo es in Zukunft auch weiter erhältlich sein wird, losgelöst vom Zeitgeist und allen Modeerscheinungen dieser Welt. Erotische Abenteuer, damals ein wichtiger Faktor in Asakusa, sucht sie hier nicht. Wo sollte sie so etwas auch finden? Die Ära, in der Schriftsteller wie Tanizaki oder Kawabata hier ihre besten Romanstoffe fanden, ist schon lange vorbei. Wer als junger Mensch auf sexuelle Abenteuer aus ist, wird heute nach Shibuya oder Roppongi fahren, nicht ins langweilige Asakusa.

2. „JJ-Girls“, „Popeye-Jungs“ und die „Bambussprossenkinder“

Die 1980er Jahre bescherten Japan einen ungeahnten Zeitschriften-Gründerboom. Allein im Jahre 1980 wurden 235 Neuerscheinungen gezählt, darunter bis heute existente Titel wie *Numer*, *Brutus* oder *Big Tomorrow*. Die Kultzeitschrift der 1980er Jahre, das Magazin *Popeye*, erschien bereits 1976. Auf der Titelseite wurde auch gleich die zukünftige Käuferschicht mit dem Untertitel „Magazine for City Boys“ angesprochen. *Popeye* verstand sich als Lebenshilfemagazin für den japanischen trendigen Yuppie. Hier konnte die männliche Leserschaft nicht nur umfassende Informationen über Modetrends und Lifestylefragen erhalten, sondern wurde katalogmäßig mit aktuellen Infos über Restaurants und Insidertreffpunkte versorgt. *Popeye* verfolgte eine neue Strategie, nämlich die, seiner vorwiegend männlichen Leserschaft zu einem unverwechselbaren persönlichen Lifestyle-Design zu verhelfen. Das Gegenstück für Mädchen war die im Jahre 1978 erstmals erschienene Zeitschrift *J · J*, drei Jahre später gefolgt von einem ähnlich gearteten Magazin namens *CanCan*, das vergleichbare Trends unter der weiblichen Leserschaft auslöste.

In den zahlreichen Anmerkungen zu Tanakas Roman *Kristall Kids* fallen immer wieder Hinweise besonders auf die beiden Zeitschriften *Popeye* und *J · J* ins Auge, wie beispielsweise in der Passage, in der Sanae mit ihrer Freundin die damalige Szenen-Disco Xanadu besucht, die als Treffpunkt, „beliebt bei JJ-Girls um die 20 und bei Popeye-Knaben“, charakterisiert wird. „Emiko gefällt diese Disco, in der es von Golfknaben Munsing-Shirts und *double knit*-Hosen sowie Surferstil und eleganteren Jungs mit Farah Fawcett-Frisuren nur so wimmelt.“ (Tanaka 1980: 24) In dieser Beschreibung spiegeln sich eben jene Typen wieder, die in den beiden Magazine *J · J* und *Popeye* Woche für Woche abgebildet waren.

Neben der gut betuchten Leserschaft dieser Trendmagazine entwickelt sich in anderen Sphären der japanischen Hauptstadt ein weiterer Mainstream der Jugendkultur: Die sogenannten Takenokozoku (Bambussprossenkinder), ein bunt gekleidetes Völkchen, das sich an bestimmten Orten Tokyos zusammenfindet und zu Klängen der Musik aus tragbaren Kassettenrecordern improvisierte „postmoderne Schamanentänze“ aufführt. Die erste Fußgängerzone Tokyos, die Nobelmeile Omotesandō in Harajuku, wählten sich die Takenokozoku sozusagen als urbane Naturbühne für ihre *street performance*. Das Outfit der Takenokozoku bestand aus weit geschnittenen, in leuchtenden Grundfarben gehaltenen Gewändern, Kaftanen und Pluderhosen, eine Mode, die in krassem Gegensatz zu der von *JJ*- und *Popeye*-gestylten Jugendszene aus der gehobenen Tokyoter Mittelschicht stand. Auch hinsichtlich des Bildungshintergrundes waren die meisten der Takenokozoku eher in den Reihen von auswärtigen Schulabbrechern oder Schülern zu suchen, denen jede Chance verwehrt war, in eine renommierte Universität in der Hauptstadt aufgenommen zu werden. (Hara 2006 : 39ff)

Die aufdringliche Mode und die aufreizende Musik der Takenokozoku waren bald auf jedem Fernsehkanal rund um die Uhr präsent. Mit immer auffallenderem Make-up versuchten die einzelnen Gruppen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Dieses Farbspektakel färbte naturgemäß auf die Bildmedien ab. Professionelle Sängerinnen und Sänger erschienen im Takenokozoku-Look auf der Bühne und die gesamte Schlager- und TV-Szene holte sich ihre Inspirationen wiederum aus den Fußgängerzonen von Tokyo.

So lief ein Trend zum nächsten, und das Ergebnis, verstärkt durch die Medien, führte zu einer ungeheuren Verflachung der Jugendkultur, allerdings zu einer Verflachung, die wieder eigene Trends gebar. Nicht konnte zu billig sein, um diese Seifenblasen- und Kitsch-Kultur nicht weiter am Leben zu erhalten: Spottbillige Schulranzen-Imitate mit riesigen rosa Schleifen waren „in“, mit Vogelmasken für 600 Yen oder primitiven Ohrringen, an denen nachgemachtes Gemüse baumelte, konnte man sein Gegenüber, das ebenso billiges Zeug

am Leib trug, begeistern. Verbal wurde diese Begeisterung mit einem einzigen Wort zum Ausdruck gebracht: „*Kawaii!*“ Das bedeutet eigentlich so viel wie „süß“, jedoch wurde *kawaii* von nun an eingesetzt wie später das englische Allerweltswort *cool*.

3. Asakusas Aufstieg zur Tourismus-Drehscheibe

Je stärker Tokyos aufstrebende Stadtteile Shibuya, Harajuku, Aoyama und Roppongi wie riesige Publikumsmagnete auf die Jugend eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübten, desto ruhiger wurde es in Asakusa zunehmend. Besser gesagt: Das Stadtviertel verfiel sozusagen in ein Wachkoma. Zwar waren Mittel zur Sanierung maroder Stadtteile während des Wirtschaftsbooms in den siebziger und achtziger Jahren genügend vorhanden und wurden von den Stadtverwaltungen auch zielgerichtet eingesetzt. Den Verantwortlichen in Asakusa war jedoch bewusst, dass es wohl kaum gelingen würde, die lebendige Jugendszene aus anderen Stadtregionen in dieses ehemalige Vergnügungszentrum hinüberzuziehen. So entschied man sich für die beste aller Alternativlösungen, nämlich den Ausbau von Asakusa zu einem internationalen Touristenzentrum.

1978, während anderswo in Tokyo die Jugendkultur brodelte, entschließt man sich in der Stadtverwaltung von Asakusa, das Großfeuerwerk am Sumida-Fluß erneut aufleben zu lassen. Immerhin kann diese Veranstaltung auf eine rund 250jährige Geschichte zurückblicken. Zum Gedenken an die während einer Hungerperiode und anschließenden Choleraepidemie ums Leben gekommenen Stadtbewohner hatte Japans achter Shōgun Tokugawa Yoshimune ein Feuerwerk am Flussufer veranstalten lassen. Für heutige Verhältnisse, wo bei solchen Veranstaltungen oft an die 10.000 Feuerwerkskörper am Himmel detonieren, handelte es sich um ein wahrlich bescheidenes Kontingent von 20 Böllerschüssen, die jedoch unter dem begeisterten Oh! und Ah! der Stadtbewohner den Himmel über Edo erleuchteten. Während des Krieges wurde diese Veranstaltung eingestellt. Erst im Jahre 1948 durfte das Sumidagawa-Feuerwerk wieder aufgenommen werden. Im Zuge des ohne stadtplanerische Überlegungen durchgezogenen Wiederaufbaus der japanischen Hauptstadt wurde der Fluss jedoch dermaßen in Mitleidenschaft gezogen, dass sich zehn Jahre später kaum noch Zuschauer an dieser stinkenden Kloake einfänden wollten: 1961 stieg die letzte Rakete in den Himmel, danach war erst einmal Schluss mit dem sommerlichen Spektakel über Tokyos Skyline. Mit dem Erstarken der Umweltbewegung in Japan und dem Bemühen, der Region um Asakusa wieder zu altem Glanze zu verhelfen, verlegte man sich auf eine Sanierung der Flusslandschaft. Die Verwaltung des Taitō-Bezirktes setzte alles in Bewegung,

um eine touristische Aufwertung von Asakusa und der angrenzenden Flussgebiete zu erreichen. Als sichtbarer Beweis für die gelungene Revitalisierung der Region wurde schließlich am 20. Juli 1978 das Sumidagawa-Feuerwerk in neuer Pracht und mit spektakulärer Kulisse wieder aufgenommen. Asakusa hatte es geschafft, sich als wichtiger Partner auf der Bühne der Hauptstadt wieder zu profilieren.

Die Wiederbelebung des Kabuki-Theaters stand als weiterer Schritt auf der Agenda zur touristischen Erschließung Asakusas im Jahre 1980. Nahezu jeder ausländische Tourist dürfte japanisches Theater mit dem Begriff Kabuki assoziieren. Noch in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts konnte sich Asakusa eines florierenden Theaterviertels im Stadtteil Saruwaka-machi rühmen. Dieses Theaterviertel verschwand jedoch nahezu spurlos im Wechsel der Zeiten. Allerdings erinnert der Ortsname Saruwaka-machi noch heute an die vergangene Tradition. An eine Wiederherstellung des ehemaligen Kabuki-Viertels ist aus verschiedenen Gründen nicht zu denken; die Stadtverwaltung von Asakusa förderte seit 1980 jedoch einzelne Kabuki-Aufführungen, die jeweils zum japanischen Neujahr in der Asakusa-Kōkaidō, der Mehrzweckhalle von Asakusa, durchgeführt werden. In der Umgebung des Kannon-Tempels von Asakusa (Asakusa Okuyama) wurde seit 1988 Sorge getragen, dass sich wieder Buden, Verkaufsstände und einschlägige Schaulustveranstalter ansiedeln konnten, um die historische Atmosphäre der Örtlichkeit erneut aufleben zu lassen.

Mit Beginn der 80er Jahre ging man dazu über, historischen Veranstaltungen neuartige Publikumsunterhaltung mit Eventcharakter gegenüberzustellen. Zu einer der größten Erfolgsgeschichten wurde der Samba-Carnival, ein heißblütiges Massentanzvergnügen, das nicht zuletzt auf den Einfluss brasilianischstämmiger Japaner der zweiten oder dritten Generation zurückzuführen ist, die sich seit Beginn des Wirtschaftswunders in der Heimat ihrer Vorfäter niederließen. Diese Veranstaltung wurde mit Absicht in eine Saison gelegt, in der sich nur wenige Einheimische in Asakusa einfinden, nämlich in die heißeste Zeit des Jahres, den August. Die Verwaltung des Stadtbezirkes Taitō hatte einen Plan ausgearbeitet, wonach jeder Monat zumindest eine wichtige Veranstaltung aufweisen sollte, um einen konstanten Besucherstrom nach Asakusa zu lenken. Neben den traditionellen japanischen Feiertagen wie Neujahr oder dem Dreischreine-Fest (*sanja matsuri*) im Mai, wird im Oktober regelmäßig die bekannte Große Chrysanthemenschau veranstaltet.

Zu den wichtigsten Events, beispielsweise zum Schreinbesuch während der Neujahrstage oder beim Sumidagawa-Feuerwerk, wurden jeweils mehr als eine Million Besucher allein in Asakusa gezählt. Durch eine konsequent betriebene touristische Revitalisierung des Asakusa-Bezirktes wurde zwar das

Ziel erreicht, neue Besucherströme aus fern und nah in den fast vergessenen Stadtteil zu lenken, allerdings mussten die Verantwortlichen in der Stadtverwaltung sehr bald feststellen, dass es entgegen aller Erwartung nicht gelungen war, Asakusa durch Angebote im Bereich der Jugendkultur und -mode soweit zu bewerben, dass auch junge Leute hier ein neues Betätigungsfeld finden konnten.

Schaut man sich die Karte von Asakusa an, so lässt sich anhand der Besucherstatistik gut nachweisen, welche Stellen in Asakusa stark frequentiert werden und welche eher nicht. Genau in Nord-Südrichtung, beginnend am bekannten Kaminari-Mon, führt eine belebte Fußgängerzone, gesäumt von zahlreichen Buden, Verkaufsstätten und Kleinrestaurants Richtung Asakusa-Tempel. Hier befindet sich in etwa die Kernzone des stärksten Besucherandrangs. Das ehemalige Mekka der Asakusa-Besucher, Asakusa-Rokku, westlich der Fußgängerzone und der Bezirk im Nordwesten dagegen sind touristisch gesehen weitgehend ohne Bedeutung. Markiert der hier sichtbare Kartenausschnitt ein ehemals florierendes Pilger- und Vergnügungszentrum, so hat sich diese Charakteristik nun lediglich auf das Kernzentrum um die Fußgängerzone und den Tempel reduziert.

4. Asakusa als ein Ort historischen Gedächtnisses und urbaner Experimentiermöglichkeiten

Am 22. September 1985 einigten sich im Plaza Hotel in New York die Vertreter der G5-Staaten im sogenannten Plaza-Abkommen darauf, durch kontrollierte Einflussnahme auf die internationalen Währungsmärkte eine Abwertung des US-Dollars gegenüber dem Yen und der Deutschen Mark zu erreichen. Infolge dieses Abkommen sank der Dollarkurs innerhalb eines Jahres um mehr als 50 Prozent von 235 Yen auf die 120-Yen-Marke. Mit einem Mal konnte sich selbst „der kleine Mann auf der Straße“ Dinge leisten, die bislang nur begüterten Zeitgenossen vorbehalten waren. Anzüge ausländischer Markendesigner, die noch vor Monaten 300.000 Yen gekostet hatten, waren sozusagen über Nacht auf die Hälfte des Einkaufspreises gefallen. Japanische Normalbürger, die sonst kaum einen Fuß von ihrer Insel setzten, entwickelten sich zu reisewütigen Global-Touristen. Die Bodenspekulationswelle nahm exorbitante Züge an. Alles, was teuer und gut auf der Welt war, schien in Japan zu Spottpreisen erhältlich zu sein. Menschen, die viele Jahre in engen Wohnungen gehaust hatten, kauften sich teure Eigentumswohnungen. Die Banken gewährten unbegrenzte Kredite. Inmitten dieser sich scheinbar unaufhaltsam drehenden ökonomischen Reichtumsspirale verlor gar mancher das Gefühl für den maßvollen Umgang in Geldangelegenheiten. Man zeigte sich gern

mit teuren Autos oder kaufte sich zur Abwechslung eine Wochenendwohnung am Meer oder in den Bergen. Infolge dieser „Seifenblasenwirtschaft“ hatte ein Großteil der Nation jegliches Gefühl für den realen Wert von Dingen verloren. Die Auswirkungen dieser Entwicklung sollten nicht lange auf sich warten lassen.

Im Jahre 1986 wurde das „Beschäftigungs-Gleichbehandlungsgesetz für Männer und Frauen“ verabschiedet, das junge japanische Frauen dazu animierte, in der Öffentlichkeit verstärkt ihre Rechte wahrzunehmen. Die neuen Freiräume wurden von Zeitschriften aufgegriffen, die sich auf die Bedürfnisse selbstbewusster junger urbaner Frauen spezialisierten. So erschien 1988 die Kult-Zeitschrift *Hanako*, ein Magazin, das nicht nur Restaurants und Trends aufzeigte, sondern auch in modischer Hinsicht ein neues Selbstbewusstsein propagierte: In kürzester Zeit wurde in Tokyoter Discos und privaten Fernsehsendern ein hautenger knapper Einteiler unter der Bezeichnung *bodycon* (*bodicon*) zum Blickfang des Publikums. *Bodycon* stand als Abkürzung für *body concious*, für „neue Körperlichkeit“, für genussvollen „Exhibitionismus“ im Umfeld ungeahnter finanzieller Möglichkeiten. Mit dem Platzen der Seifenblasenwirtschaft scheint die *bodycon*-Welle zunächst aus dem öffentlichen Raum zu verschwinden. Doch bald schon sieht man im Privatfernsehen erneut *bodycon*-Mädchen. Sie stehen in Rudeln auf Disco-Bühnen und führen ekstatische Tänze auf. Und diesmal handelt es sich nicht um selbstbewusste Karrierefrauen, wie etwa Tamaru Misuzu, die als Star-Ansagerin im Fernsehen für Furore sorgte, sondern die neue *bodycon*-Generation sind einfache Büromädchen, die nach Dienstschluss unter Alkohol und teilweise Drogenkonsum auf der Bühne ihren Stress abreagieren (Hara 2006: 135ff). Im Hintergrund dieses Phänomens stand interessanterweise ein wichtiges japanisches Handelshaus namens Nisshō Iwai. Zusammen mit der britischen Freizeitunternehmensgruppe Wembley PLC hatte Nisshō Iwai in Shibaura, einem dem Meer abgerungenen Neulandbezirk in der Bucht von Tokyo, einen Lagerhauskomplex in eine Mammut-Disco umfunktioniert, in der die Hochstimmung der Wirtschaftsblase ihren letzten ekstatischen Höhepunkt fand. All diese Entwicklungen und Events fanden weit abseits von Asakusa statt und konnten nicht dazu beitragen, hier etwas mehr Farbigkeit ins Straßenbild zu bringen.

Ein wichtiger Faktor für die relative Isolation Asakusas war zweifellos das Fehlen eines größeren Bahnhofes mit Anbindung an die anderen wichtigen Stadtteile Tokyos. Dies sollte sich jedoch im August 2005 ändern, als eine wichtige Bahnlinie geschaffen wurde, die die High-Tech- und Universitätsstadt Tsukuba mit Akihabara, dem Elektronikmekka in Tokyo, verband. Keine drei Minuten Bahnfahrt entfernt von Akihabara liegt der neue Bahnhof Asa-

kusa, direkt im Herzen des ehemaligen Vergnügungsviertels Asakusa Rokku und in nächster Nähe zum Asakusa-Tempel. Die Stadtverwaltung des Taitō-Bezirkes sieht diese Entwicklung als große Chance, hier eine neue Mobilitäts-Achse entstehen zu lassen, die

Asakusa-Rokku von Westen aus Richtung Osten über die Tempelanlage mit dem Sumida-Fluss verbindet. Derzeit entsteht im Nordosten, also am anderen Ende dieser Achse, auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, mit über 600 Metern Höhe der größte Fernsehturm der Welt, mit dem in Japan die flächendeckende Umstellung auf digitales Fernsehen abgeschlossen sein wird.

So befindet sich Asakusa im Herzen eines wichtigen Dreiecks:

- 1) Die Hightech-Schmiede Tsukuba im Norden.
- 2) Der traditionelle Elektronik-Bazar Akihabara im Süden.
- 3) Der „Skytree“ genannte Turm, das Symbol für Tokyos digitale Moderne, im Osten.

Yoshimoto Kōgyō, das größte Unterhaltungsimperium Japans, trägt sich mit Plänen, in Asakusa in den Bau einer neuen Show-Bühne zu investieren. Auch ein weiteres, neues Kabuki-Theater in Asakusa ist im Gespräch. Der Hanayashiki-Park, ein verträumtes Parkgebilde im Nordwesten, könnte als Entertainment-Zentrum ausgebaut werden. Solche Entwicklungen und Möglichkeiten, die in der Luft liegen, scheinen junge Menschen anzuziehen, die weniger auf der Suche nach guten Verdienstmöglichkeiten sind, sondern eher eine Art Selbstfindung im wenig karriereorientierten Umfeld eines relativ bescheidenen Stadtteils betreiben. Aus gut unterrichteten Kreisen junger Asakusa-Bewohner wurde jüngst bestätigt, dass schon seit Jahren junge Musiker und Künstler aus dem In- und Ausland ihren Wohnsitz verstärkt nach Asakusa verlegen, um hier ihre Chancen wahrzunehmen.

Der in Asakusa geborene Regisseur Yamada Taiichi veröffentlichte im Jahre 2000 eine Anthologie mit dem Titel *Tochi no kioku - Asakusa (Gedächtnis eines Ortes – Asakusa)*. Darin zitiert er den ebenfalls aus der Asakusa-Szene nicht fortzudenkenden Komiker Ozawa Shōichi, der die Frage gestellt hatte: „Warum ist Asakusa heute so ausgebrannt und nicht mehr in der Lage, wie damals vor und kurz nach dem Krieg, als hier noch Opern, Revuen und Striplokale florierten, die Unterhaltungsszene zu dominieren?“ Regisseur Yamadas knappe Antwort hierauf: „Diese Zeit ist vorbei“. Und seine Begründung: „Die Zeiten haben sich gewandelt und Asakusa hat diesen Wandel verpaßt“ (Yamada 2000: 244ff). Roppongi, Aoyama oder Omotesandō hatten sich, wie bei Tanaka Yasuo beschrieben, jeweils dem herrschenden Zeitgeist angepasst. Auch in Shibaura entstand die Mammut-Disco Juliana just in dem Augenblick, in dem der Zeitgeist dies forderte. In Asakusa dagegen herrscht ein reiner Asakusa-Geist, der vielleicht nicht weniger produktiv ist, sich aber

gern den Zeitströmungen verschließt. Diesen Geist schiebt Yamada nicht dem Wesen der Menschen zu, die hier leben, sondern er will ihn ganz klar in Asakusa selbst „verortet“ wissen (Yamada 2000: 245). Daher der Titel seines Buches *Gedächtnis eines Ortes – Asakusa*. Yamada hat einerseits Recht, denn die „Erdverbundenheit“ in Asakusa erscheint in der Tat außerordentlich stark, verglichen mit der anderer Tokyoter Stadtteile. Was Yamada jedoch andeutet und nicht explizit ausspricht, ist die Tatsache, dass er diese vermeintliche Statik in Asakusa nicht auf die Menschen zurückführt, sondern lediglich auf den Ort an sich.

In der Metropole Tokyo dürfte es wenige Orte geben, deren Sphäre eine ähnliche Qualität intensiver Erinnerungsdichte aufweist, wie sie in nahezu jedem Winkel Asakusas auf Schritt und Tritt zu verspüren ist. Andere Stadtteile wie Shinjuku, Shibuya, Aoyama oder Roppongi haben sich nach dem Krieg zwar als unverwechselbare urbane Sphären profilieren können. Jedoch konnte in diesen vorwiegend auf Jugend und Zukunft orientierten Stadtteilen niemals ein städtischer Raum entstehen, der wie Asakusa sozusagen gleichzeitig als verträumte „Müllhalde der Geschichte“ und „kreative Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft“ fungierte. Seit Beginn der Edo-Zeit, Anfang des 17. Jahrhunderts, wurde die Achse Ginza, Kyōbashi, Nihonbashi als die kulturelle Lebenslinie der japanischen Hauptstadt betrachtet. In Bezug auf Handel, Verkehr und andere ökonomische Phänomene trifft diese Wertung allemal zu; allerdings fehlt all diesen Stadtteilen ein Element, nämlich das religiöse, das Asakusa zu einem unverwechselbaren Anziehungspunkt für Pilger, Händler, Glücksritter, Vergnügungssuchende oder Touristen werden ließ. Während der Edo-Zeit waren die Bürger der Hauptstadt verschiedenen Beschränkungen unterworfen: An die 70 Prozent der Stadtbewohner zählten zum Samurai-Stand. Für die Schwerträger existierten zahlreiche Amüsierbetriebe und Rotlichtviertel, die es jedoch vor den Augen der einfachen Bevölkerung zu verbergen galt, einerseits um die Kraft der Autoritäten zu wahren und andererseits, um die Samurais vor sexuellen Ausschweifungen zu schützen. Ein Großfeuer in Edo lieferte schließlich den Grund für eine Verlagerung dieser Amüsierbetriebe weiter nach Nordosten in die unmittelbare Nachbarschaft von Asakusa. Der Ortsname Yoshiwara, steht seitdem für „Laster und Lust in Edo“. Yoshiwara verdankt seine Existenz jedoch zu einem großen Teil der Intention des damaligen städtischen Verwaltungsapparates, der „das Unsittliche“ aus der Nachbarschaft bürgerlicher Ordnung zu verbannen trachtete. So wurde Asakusa zu einer städtischen Drehscheibe für „reine“ religiöse Festlichkeit, Schaulust und kleinunternehmerisches Kaufmannstum, wobei sich das eher „Unreine“ im Schatten an der Peripherie abspielen konnte: Eros, Glücksspiel und Zuhältertum. Dieses Image, diese „Verquickung von Reinheit und Verderbtheit“ wurde

zum Markenzeichen Asakusas. Und das „Gedächtnis des Ortes und der Zeit“, das sich hier manifestiert, erscheint stets gleichzeitig in allen Spielarten dieses vielschichtigen Asakusa-Kaleidoskops.

Doch hier liegt der Schlüssel zum ungeheuren Potenzial dieser Region: Der Ort an sich mag durch einen temporären Stillstand charakterisiert sein. Allerdings, und dies wurde bereits zuvor angedeutet, liegt Asakusa in einem Dreieck, das durch enorme Kräftefelder geprägt ist: durch die Dynamik von Tsukuba, Akihabara und das Viertel um den neuen Fernsehturm. Diese Felder sind in ständiger Fluktuation begriffen und durchaus in der Lage, auch Asakusa, das im Kern ihres Einflussbereichs angesiedelt ist, wie eine gigantische Drehbühne in Rotation zu versetzen. Diese Rotation wird durch Impulse von außen hervorgerufen. Allerdings wird es den „Ort“ Asakusa in seinem Wesen kaum substantiell verändern müssen, da, wie gesagt, in Asakusa bereits alles vorhanden ist: Reines wie weniger Reines, Schlimmes wie Wunderbares.

Literaturverzeichnis

Iritchi Ivan (=Illich, Ivan)

1977 *Datsu gakkō no shakai (Deschooling Society)*. Ins Japanische von Ozawa Shūzō. Tokyo: Sōgensha (Original: San Francisco: Harper & Row, 1971).

Hara Hiroyuki

2006 *Baburu bunkaron – ‚Posuto sengo‘ to shite no 1980 nendai (Kulturdiskurs der Seifenblasenwirtschaft – Die 1980er Jahre als Post-Nachkriegsphänomen)*. Tokyo: Keiō Gijuku Daigaku Shuppankai.

Tanaka Yasuo:

1980 *Kristall Kids (Nantonaku kurisutaru)*. Übersetzung von einer Gruppe Bochumer Studentinnen unter Leitung von Jürgen Stalph. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

Yamada Taichi

2000 *Tochi no kioku, Asakusa (Gedächtnis des Ortes – Asakusa)*. Tokyo: Iwanami shoten.

WOLFRAM MANZENREITER

Fußball und die City: Auswirkungen von Sport-Megaevents auf Tokyo und Wien

Im Mittelpunkt dieses Beitrags stehen zwei der weltweit größten Sportturniere, die im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in Japan und Österreich stattfanden. Im Juni 2002 stand Japan als Ausrichter der FIFA-Fußballweltmeisterschaft (WM) gemeinsam mit Südkorea für vier Wochen im Zentrum der Weltöffentlichkeit (sofern sich diese dem Fußball nicht verschlossen hatte). Sechs Jahre später konzentrierte sich im Sommer die Aufmerksamkeit der Fußball-Welt auf Österreich und die Schweiz, die zusammen als Gastgeber der UEFA-Europafußballmeisterschaft 2008 (EM) agierten. Spätestens seit den 1990er Jahren bilden diese internationalen Fußballturniere, zusammen mit den Olympischen Sommerspielen, die Flaggschiffe einer global operierenden Sport- und Unterhaltungsindustrie. Ihren zentralen Stellenwert verdanken diese Sport-Megaevents in erster Linie drei eng miteinander verbundenen Prozessen, die häufig als zentrale Bestandteile der Globalisierung identifiziert werden. Erstens haben technologische Entwicklungen die Grundlagen für ein erdumspannendes Kommunikationsnetzwerk gebildet, über das ein Publikum von zuvor unbekannter Größenordnung erreicht werden kann. Implizit ist damit die Forderung verbunden, dass ein Megaevent massenmediales Interesse erweckt; ohne seine Verbreitung über das Leitmedium Fernsehen wäre es ein Widerspruch in sich. Zweitens ermöglichten Deregulierungs- und Liberalisierungsprozesse, die von den hochentwickelten Industrienationen vorangetrieben wurden, die Agglomeration transnationaler Medienkonzerne und die Entstehung grenzenloser Absatzmärkte für die Produkte einer Konsumgüterindustrie, die sich der neuen internationalen Arbeitsteilung bedienenden. Gerade im Fußball hat sich diese Allianz aus Sportanbietern, Konsumgüterindustrie und Medienunternehmen als mächtiger Global Player herauskristallisiert. Drittens hat eine neoliberale Wirtschaftspolitik, die seit den 1970er Jahren zunehmend Einfluss auf die Weltwirtschaftsordnung gewonnen hat, den politischen Gestaltungsrahmen der Nationalstaaten geschwächt und damit den Handlungsdruck auf der Ebene der Regionen und Städte erhöht. Im nationalen wie auch internationalen Wettbewerb um Industrieansiedlungen, Arbeitsplätze, Steuereinnahmen und Touristenströme bedienen sich Politik und Verwaltung der Logik einer Aufmerksamkeitsökonomie und nutzen die „Supernovas der Freizeitindustrien“ als wertvolle Gelegenheit zum Standortmarketing (Horne und Manzenreiter 2006).

Der Bedeutungszuwachs, den die Sportturniere über diese zwei, drei Jahrzehnte erfahren haben, lässt sich am deutlichsten anhand ihrer ökonomischen Dimensionen und anderer quantitativer Kennzahlen dokumentieren. Offiziellen Angaben der FIFA zufolge verfolgte weltweit ein kumulatives Fernsehpublikum von 28,8 Milliarden Menschen alle Spiele der Fußballweltmeisterschaft 2002 in Japan und Südkorea, mehr als doppelt so viel wie im Jahr 1986. Zwar sind die methodischen Grundlagen, auf denen solche Reichweitezahlen erhoben werden, eher fragwürdiger Natur, aber zumindest indizieren sie das gewaltige globale Interesse und den nicht weniger beeindruckenden Wachstumstrend. Den kommerziellen Wert, den ein solches globales Publikum darstellt, unterstreichen die Einnahmen des Rechteinhabers sowieso deutlicher. Mitte der 1980er Jahre generierte die FIFA Jahreseinnahmen von weniger als 10 Millionen Schweizer Franken; in den vergangenen Jahren lagen diese nie unter 800 Millionen Franken. Über 90% der FIFA-Einnahmen stammen allein aus Geschäften mit der Fußballweltmeisterschaft. Der Großteil ist dem Verkauf der Fernsehrechte zu verdanken; allerdings sind Gewinne aus dem Sponsoring und Marketing ebenfalls stark angestiegen. Eine ähnliche Entwicklungsdynamik charakterisiert den Stellenwert der Europafußballmeisterschaft, die Angaben der UEFA zufolge in Sachen TV-Reichweite den Olympischen Sommerspielen den Rang abzulaufen drohen. Zuschauerzahlen von mindestens 155 Millionen Menschen auf allen Kontinenten, die jedes einzelne der Spiele 2008 verfolgten, sprechen dafür, dass die Euro ungeachtet ihres regionalen Charakters ein Megaevent von globaler Bedeutung ist. 2004 sollen insgesamt 7,8 Milliarden Menschen via Bildschirm Anteil an der EURO 2004 genommen haben, darunter 446 Millionen aus Amerika, 986 Millionen aus Afrika und 1,1 Milliarde aus Asien. Das 2008 von Österreich und der Schweiz ausgerichtete Turnier bescherte der UEFA Einnahmen in Höhe von 1,3 Milliarden Schweizer Franken und damit mehr als das 30fache der Einnahmen von der Europameisterschaft 1992 (41 Millionen CHF).

Die Bedeutung der Sport-Megaevents auf ihre mediatisierte und ökonomische Dimension zu reduzieren, wäre wohl eine ungerechtfertigte Vereinfachung. Gerade aus soziologischer Perspektive wäre es notwendig, über die gesellschaftlichen Veränderungen zu reflektieren, vor denen sich die Nachfrage an den Fußballturnieren entwickelt hat. Kommerzialisierung, Kommodifizierung und Konsumerisierung sind beispielsweise grundlegende Trends des Werte- und Lifestyle-Wandels in postfordistischen Gesellschaften, die einhergegangen sind mit dem Verlust von Gewissheiten, die das Leben in der Moderne prägten. Die Teilnahme an besonderen Veranstaltungen, die wie die Sport-Megaevents aus dem Alltäglichen herausstechen, ermöglicht dagegen den BewohnerInnen einer rational organisierten Welt die zunehmend selte-

ne Möglichkeit, charismatischen Momenten, der Aura des Übermenschlichen und spontaner Gemeinschaftlichkeit zu begegnen (Gebhardt 2001). In einer globalisierten Welt von komprimierten Raum-Zeit-Dimensionen erzeugen Megaevents das Gefühl von Differenz, unverwechselbarer Einzigartigkeit und Authentizität. Als lokal verortete Ereignisse stemmen sich ihre Bilder aber auch dem diffusen Bedrohungsgefühl einer kulturellen Homogenisierung entgegen. Eingebunden in einen internationalen Kalender, ordnen sie den Fluss der Zeit (Roche 2000). Sie setzen Zäsuren, kurzfristig durch die Fokussierung der weltweiten Aufmerksamkeit auf die eigentlichen Ereignisse des Turniers, mittelfristig durch die meist über viele Jahre hindurch verlaufende Vorbereitungsphase, denen noch die aufwändigen und mittlerweile ebenfalls medial groß inszenierten Bewerbungskampagnen vorauslaufen (Kelly 2011), und langfristig durch die Nachbearbeitungsphase, in der ihr Potential als „Erinnerungsorte“ (Nora 1989) aufbereitet wird, um so Orientierungshilfen zu leisten für das kollektive Gedächtnis von Generationen und Nationen (Halbwachs 1992).

Eine wichtige Rolle in der Organisation solcher Sportgroßveranstaltungen nehmen Staat und Städte ein. Auch wenn die Turniere eigentlich an die nicht-politischen nationalen Sportverbände vergeben werden, die sich offiziell auch um ihre Ausrichtung bewerben, so ist ohne die Unterstützung der Regierungen auf zentraler und lokaler Ebene ihre Austragung nicht durchführbar. Daher werden auch umfassende Garantien und Unterstützungserklärungen verlangt, die vor allem die Finanzierung der Infrastruktur und die Wahrung der Interessen der kommerziellen Sponsoren der internationalen Sportorganisationen betreffen. In diesem Interessensfeld hat sich gerade die Bedeutung der Austragungsstädte stark verändert. Waren die Städte in der Vergangenheit eben der Ort, an dem sich das Stadion befand, so haben sie sich seit den 1990er Jahren in Verbindung mit den gestiegenen Profiterwartungen aus assoziierten Geschäftsbereichen zu wesentlichen Schauplätzen des Events entwickelt. Diese neue städtische Dimension großer Fußballturniere hat Anke Hagemann (2011) als Resultat zweier komplementärer Entwicklungen beschrieben: Einerseits manifestiert sich in der räumlichen Ausdehnung des Ereignisses auf die Austragungsstädte eine „Urbanisierung des Events“; andererseits lassen die zahlreichen Initiativen von Politik und Verwaltung, die das Event für ihre spezifischen Agenden zu instrumentalisieren suchen, auf eine zunehmende „Eventisierung der Stadt“ schließen. Beide Trends lassen sich, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, an der WM 2002 und der EM 2008 festhalten.

Die Urbanisierung des Events

Unter Urbanisierung des Events ist in erster Linie die räumliche Ausdehnung zu verstehen, die vom generischen Raum des Stadions ausgehend auf den innerstädtischen Raum übergreift und diesen in einen thematisch dem Event unterworfenen Erlebnisraum transformiert. Diese Erweiterung entspricht der kapitalistischen Verwertungslogik, hängt aber ursächlich mit dem in letzter Zeit vor allem zu beobachtendem Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage an Tickets zusammen. So hat einerseits die Mobilität der Fans zugenommen, die von sinkenden Flugpreisen und den Informationsangeboten im Internet profitieren. Andererseits stehen immer weniger Tickets zur Verfügung, seit nur mehr Sitzplätze vorhanden sein dürfen und darüber hinaus immer größere Ticketkontingente von vornherein für Medienvertreter und Sponsoringpartner der austragenden Fußballorganisationen aus dem Handel herausgenommen werden; 2008 war ein Viertel aller Sitzplätze davon betroffen. Seit der WM 2002, als die FIFA erstmals den Kartenverkauf aus den Händen der Veranstalter genommen und einer privaten Ticketingagentur übergeben hat, wird das Internet als Plattform für den internationalen Vertrieb genutzt. 2002 gab es noch zahlreiche Pannen: Minuten nach dem Beginn der Online-Registrierung brach der Server zusammen; zudem führten das unübersichtliche Buchungssystem, nationale Kartenkontingente und die Unwägbarkeit, welche Spiele man für seine Karten letztlich zu sehen bekam, dazu, dass Tausende von Tickets unverkauft blieben. Vor allem in der Gruppenphase waren die unverkauften Sitzkontingente unübersehbar. Dies war eine große Enttäuschung für zahlreiche japanische Fans, die im Vorverkauf kein Ticket errungen hatten. Auch die Refinanzierung der nationalen Organisationskomitees war davon betroffen, doch wurden sie im Anschluss durch eine Kompensationszahlung der FIFA für die verlorenen Einnahmen entschädigt. 2008 gab es höchstens auf den Sponsorensitzen Lücken zu beobachten. Für jedes im freien Verkauf erhältliche Ticket meldete sich eine Vielzahl von Interessenten vor; Spiele der österreichischen Auswahl waren 30-fach überzeichnet, aber auch Endspiele und Tickets für bestimmte Nationalmannschaften wie Deutschland oder England erfreuten sich übergroßer Nachfrage.

Diesem Nachfrageüberhang kommt seit einigen Jahren mit dem sogenannten „Public Viewing“, also der öffentlichen Übertragung von Livespielen auf Großbildschirmen, eine Alternative entgegen. Der dafür gebräuchliche Neologizismus hat sich vor allem im deutschsprachigen Raum verstetigt, erfreut sich aber auch in anderen Sprachen der Verwendung. Allen, die bei der Internet-Lotterie leer ausgegangen waren oder denen die Sitzplatzpreise von 7.000 bis 84.000 Yen bzw. 45 bis 600 EURO zu teuer waren, bot sich mit den Live-

Übertragungen in den städtischen Raum hinein trotzdem die Chance, in einer großen Gemeinschaft von Gleichgesinnten die Spannung des Live-Events zu erleben. Live-Übertragungen der Spiele auf Großbildschirmen und -leinwänden hatte es auf private Initiativen hin bereits in den 1990er Jahren gegeben; als offizielle Veranstaltungen wurden sie aber erstmals bei der WM 2002 in großem Stil eingeführt. In Südkorea sorgten zahlreiche Stadtverwaltungen dafür, dass die örtliche Bevölkerung im Kollektiv den Spielen der eigenen Nationalmannschaft folgen konnte; in Japan boten zumeist die Austragungsstädte an bis zu zwei Plätzen die Möglichkeit an, Spiele der japanischen Mannschaft zu sehen. Aus Sicherheitsbedenken verzichteten die meisten Städte darauf, die Übertragung in Fußballstadien zu zeigen und wichen auf Randplätze aus; Ausnahmen waren das International Athletic Stadium in Yokohama, der Osaka Dom und das Nationalstadion in Tokyo. Allein in diesem Stadion verfolgten etwa 50.000 Fans der Nationalmannschaft, die jeweils 2.500 Yen für den Eintritt gezahlt hatten, am 14. Juni den Sieg gegen Tunesien und den Aufstieg ins Achtelfinale.

Vor allem die Bilder aus Seoul, wo Hunderttausende in Rot gekleidete „Korligans“ den Platz vor dem Rathaus oder in Kwanghwamun in ein Rotes Meer verwandelten, wie es selbst Mao Tse Tung nicht vor Augen getreten war, überzeugten die FIFA von dem großen Potenzial des Public Viewing. Bei der Fußball-WM 2006 in Deutschland wurde die Praxis in allen Austragungsstädten unter der Bezeichnung „FIFA Fanfest“ zum offiziellen Bestandteil des Turniers übernommen. 2008 wurde das Konzept des Public Viewing und der Fan-Zone von der UEFA noch weiter ausgereizt: Insgesamt 5.390 offizielle Lizenzen für öffentliche Übertragungen wurden in 56 Ländern vergeben, davon 880 allein in Österreich.

Die größten ihrer Art fanden sich in den räumlich abgegrenzten Fan-Zonen, die in jeder der vier österreichischen Austragungsstädte an zentralen oder repräsentativen Orten eröffnet worden waren. In Wien etwa erstreckte sich die Fan-Zone mit insgesamt zehn digitalen Übertragungsflächen über große Teile der Ringstraße zwischen Hofburg und Universität; in Salzburg diente die Altstadt der Fan-Zone als Kulisse, in Klagenfurt der Neue Platz im Stadtzentrum, in Innsbruck die Bergisel Arena (Koordination Bundesregierung 2008). Diese Fan-Zonen verlagern das Event aus seiner angestammten Domäne des Stadions auf die Bühne des innerstädtischen Raums. Dadurch kommt es zu einer Erweiterung des Eventraums. Die Innenstadt wird zum temporären Erlebnisraum für weitaus mehr Personen, als in den Stadien Platz finden können. Österreichs Fan-Zonen registrierten mit mehr als 2 Millionen Besuchern etwa das Dreifache der nahezu voll besetzten Spielstätten. Gleichzeitig bewirkt die Verlagerung vom tatsächlichen Ereignis zum Ort seiner medialen Repräsen-

tation und kollektiven Rezeption eine Neugewichtung, in der die innerstädtischen Fan-Zonen als volksnaher Ort für alle BürgerInnen und Fans inszeniert werden. Die Urbanisierung des Events beschert den Medien das Bildmaterial, mit dem Lokalkolorit und Stimmungsbilder wiedergegeben werden können, wie sie die von VIPS, Mitarbeiterinnen der Sponsor-Unternehmen, MedienvertreterInnen und glücklichen, letztlich aber auch beliebigen TicketbesitzerInnen dominierten Stadien nur mehr schwer bieten können. Gleichzeitig werden die individuellen Besonderheiten und Wahrzeichen der Stadt zur medienwirksamen Kulisse. In Wien etwa, wo sich das Communication Center inmitten der Fan-Zone zwischen Burgtheater und Rathaus befand, berichteten pro Tag durchschnittlich 25 TV-Sender aus der Fan Zone. So wie die Host Cities die „Visitenkarten“ des Landes darstellen, werden die Fan Zonen zu den „Schaufenstern“ der Städte.

Doch handelt es sich wirklich um die ultimative Aneignung und Zelebration des öffentlichen Raums? Oder bewirkt die temporäre Privatisierung der Fan Zonen nicht genau das Gegenteil? Wenn die gebaute Stadt zum Erlebnisraum wird, muss sie dem Stadion entsprechende Qualitäten als Veranstaltungsort bieten und damit spezifischen Anforderungen in den Bereichen Logistik, Sicherheit und Vermarktung gerecht werden. Das Event nutzt die gebaute Stadt als Ressource, wodurch sich die Vermarktungsmöglichkeiten des Events enorm erweitern: Fan Zonen und Fanmeilen machen die öffentlichen Räume der Innenstädte zu Erlebnis- und Konsumbereichen mit einem breiten Angebot an Gastronomie, Unterhaltungsangeboten, Merchandising-Produkten und Werbedisplays. Dem Beispiel der WM 2006 folgend setzte die UEFA exklusive Werbe- und Verkaufsrechte für ihre Sponsoren als Bedingung für die offiziellen Public-Viewing-Bereiche fest: Innerhalb der umzäunten Fan-Zonen durfte nur die Werbung der offiziellen Sponsoren zu sehen sein. Den Einlasskontrollen an den Eingängen kam damit nicht nur die Rolle der Gefahrenprävention zu, sie sollten gleichzeitig garantieren, dass keine Konkurrenzwerbung (etwa durch Logos auf T-Shirts oder Kappen) und Speisen und Getränke in den Konsumraum mit hinein gebracht werden. Denn hier sollten vor allem die lizenzierten Markenprodukte der offiziellen Sponsoren (wie etwa ein dänischer Bierbrauer oder ein amerikanischer Softdrinkhersteller oder eine global operierende Fastfoodkette) konsumiert werden.

Zusätzlich zu den Fan-Zonen werden die Oberflächen der Stadt in immer größerem Ausmaß als Werbedisplays genutzt – von den Veranstaltern und ihren offiziellen Sponsoren wie auch von vielen anderen Unternehmen, die mit fußballbezogener Werbung zum Event präsent sein wollen. Neben der Nutzung bestehender Werbeflächen kamen im Umfeld von Fan-Zone und Fanmeile zahlreiche temporäre, objekthafte Werbeträger zum Einsatz: Dazu

gehören die Bekleidungen und Rückseiten der Eventarchitekturen, Planen an Absperrzäunen, die Flaggen und Banner des „Host-City-Dressing“. Eine Besonderheit in diesem Bereich bilden als Werbeträger errichtete temporäre Großskulpturen. Das Riesenrad im Prater zierte die mit spinnenartigen Händen ausgestattete überdimensionale Figur des tschechischen Teamtorhüters. Vor dem Museumsquartier reihten sich Adidas-Fußballstiefel in der Größe von Kleinwägen aneinander. Noch einen Schritt weiter gehen die temporären Markenwelten und Themenparks, die im Corporate Design einzelner Unternehmen als Produktschau oder begehbare Erlebnisraum gestaltet werden. Das Angebot reichte in Wien von dem Adidas Fußballpark über die Carlsberg-Relax-Zone bis zum BankAustria-UniCredit-Pavillon. Ganz im Rot der Sponsoren Coca-Cola und Julius Meinl Kaffee ging die Maria-Theresien-Statue zwischen Kunst- und Naturhistorischen Museum unter: Um sie herum war eine Aussichtsplattform mit Kaffeehausbetrieb errichtet worden: Der Zugang zu dem öffentlichen Platz und dem auf ihm errichteten Denkmal war über vier Wochen nur den BesucherInnen des Kaffeehauses möglich.

Das Event und seine Veranstalter profitieren also von der Stadt in vielfacher Weise: als maßgebliche Vergrößerung des Veranstaltungsraums, als zusätzliche Verkaufs- und Konsumflächen, als Werbeträger und Sponsorendisplay. Die UEFA lässt sich diese Nutzung zu großen Teilen durch öffentliche Gelder und Dienstleistungen finanzieren: Allein auf Bundesebene wurden insgesamt 133 Millionen Euro für die Kosten der EM 2008 budgetiert. Die Austragungsstädte beteiligten sich ebenfalls in mehrstelliger Millionenhöhe an den Kosten, in dem sie Stadien renovierten, Infrastrukturmaßnahmen vorzogen, die Fanmeilen mitfinanzierten und veranstaltungsbedingte Leistungen im Bereich der Organisation, der Sicherheit, des Verkehrs und der Entsorgung übernahmen. Die finanzielle Beteiligung der UEFA an Fanfesten und zusätzlichen Kosten im öffentlichen Verkehr war dagegen marginal.

Bereits während der EM zeigte sich allerdings auch, dass das kommerzielle Potenzial des Megaevents überschätzt worden war. Obwohl die kleinräumigen Innenstädte von Klagenfurt und Salzburg und ihre Infrastrukturen zu Spitzenzeiten deutlich die Kapazitätsgrenzen erreichten, waren die Fan-Zonen und Fanmeilen zum Teil überdimensioniert gestaltet worden. Vor allem in Wien sorgten die hohen Standmieten und die eher geringe Auslastung an spielfreien Tagen für lautstarken Unmut. Proteste kamen von Standbetreibern, die in dem versteckten Randbereich zwischen Rathauspark und Universität von den gelenkten Besucherwegen abgeschnitten waren; in Klagenfurt ließen außergewöhnlich niedrige Temperaturen zeitweise die Nachfrage nach Bier und Kaltgetränken einfrieren. Um negative Presseberichte zu vermeiden, einigte sich die Betreibergesellschaft mit ihren Mietern auf eine Neugestaltung der Vertragsbedingungen.

Die Eventisierung der Stadt

Die Frage, ob Millionen an öffentlichen Geldern in der Subvention solcher Sportgroßveranstaltungen und den Geschäften ihrer privatwirtschaftlichen Sponsoren gut angelegt sind, stellte sich im Vorfeld der EM kaum – schließlich folgten Politik und Medien einstimmig der Überzeugung, dass die Austragung der Europameisterschaften dem Land und den Regionen einen Riesengewinn an Einnahmen bescheren würde. Bereits vor der Vergabe kursierte eine Untersuchung des Instituts für Höhere Studien durch die nationale Presse, in der 6.600 neu geschaffene Arbeitsplätze und über 200 Millionen Euro Wertschöpfung in Aussicht gestellt wurden. Eine spätere Studie, an der zum Teil dieselben Autoren beteiligt waren, kam auf einen wirtschaftlichen Nutzen von 320 Millionen Euro, den Bauaufträge für die vier Fußballarenen, Ausgaben der EURO-BesucherInnen und die Auswirkungen des mindestens 50 Millionen Euro schweren Organisationsbudgets erzielen sollten. Dadurch dass diese Zahlen vom Österreichischen Fußballbund und der Wirtschaftskammer, Industriellenverband und Österreich-Werbung, Sportstaatssekretär Lopatka und Bundeskanzler Gusenbauer gleichermaßen zitiert wurden, erhielten sie eine breite Medienwirkung und der optimistische Ausblick dominierte den öffentlichen Diskurs (Hachleitner und Manzenreiter 2010).

Der Mythos vom Sport als Wachstumsgenerator lässt sich in den USA bis in die 1970er Jahre und noch früher zurückverfolgen als probates Mittel eines „urbanen Regimes“ (Schimmel 2001), das aus einer einflussreichen Lobby aus Regionalpolitikern und Wirtschaftsvertretern besteht. Außerhalb des amerikanischen Kontinents verbreitete sich der Glaube an die wirtschaftlichen Effekte des Sport erst nach den Olympischen Spielen von 1984, die als die ersten privatwirtschaftlich finanzierten Spiele in die Geschichte eingegangen sind, und der Verbreitung des Privatfernsehens. Meiner Erinnerung nach war die WM 2002 allerdings das erste Mal, dass ein Fußballturnier der Nationalmannschaften in den Medien unverhüllt in einen linearen Zusammenhang mit geschäftlichen Interessen und makroökonomischen Entwicklungserwartungen gebracht worden war. Privaten Think-Tanks aus den Austragungsländern zufolge versprach sich Südkoreas Wirtschaft Auswirkungen in Höhe von 7,6 Mrd. Euro (8.807 Milliarden Won), Japan sogar über 25,9 Mrd. Euro (3 Billionen Yen). Auf regionaler Ebene zirkulierten Gutachten, die den jeweiligen Gebietskörperschaften Steuermehreinnahmen, Arbeitsplätze und indirekten Effekten versprachen. Der Glanz der Zahlen und ihr Medienecho ließen die öffentliche Meinung nicht unberührt. Umfragen zufolge erwarteten über 60% der Bevölkerung in Japan und über 80% in Südkorea von dem Turnier maßgebliche Impulse für die jeweiligen Nationalökonomien. Auch Politiker

hielten sich nicht mit Wachstumsprognosen zurück: Mitte Juni noch, als die japanische Auswahl sich gerade für die erste Zwischenrunde qualifizierte, verkündeten Zentralbank-Gouverneur Hayami Masaru und Finanzminister Shiokawa Masajirō unisono, dass die WM zweifellos einen großen Einfluss auf die japanische Wirtschaft ausüben werde, und der Minister für Öffentliche Verwaltung Katayama Toranosuke spekulierte gar über ein Quartalswachstum von 2% (vgl. Manzenreiter 2008).

Tatsächlich leiden die meisten Prognosen, die Sportevents als Wachstums-generator feiern, an grundlegenden methodischen Schwächen und der tendenziösen Voreingenommenheit der Gutachter und ihrer Auftraggeber. Am deutlichsten offenbart sich diese Problematik in der allzu offensichtlichen Diskrepanz zwischen den versprochenen Zahlen und den im Nachhinein tatsächlich beobachteten Effekten. Für Japan etwa konnte weder auf der regionalen noch der nationalen Ebene nachgewiesen werden, dass die wirtschaftliche Entwicklung sich signifikant von anderen Regionen oder Vergleichszeiträumen unterschieden hat. Eine 2008 publizierte Studie über die irrelevanten Auswirkungen der WM 2006 auf die deutsche Wirtschaft blieb nahezu ohne Auswirkungen auf die innerösterreichische Diskussion; zumindest ließen sich in der kritischen Presseberichterstattung leichte Irritationen verspüren (Hachleitner und Manzenreiter 2010; Manzenreiter 2008).

Profitversprechungen dieser Art haben sich jedoch als typischer Bestandteil einer Rhetorik etabliert, die Widerstände gegen die eventbezogene Vergabe von Steuermitteln oder die Neuverschuldung der Kommunen aus dem Weg zu räumen sucht. In dem Ausmaß, in dem Städte in ihrem Selbstverständnis von Gemeinwesen zu Wirtschaftsstandorten geworden sind, hat sich auch die Bedeutung von Subventionen für kulturelle Veranstaltungen hin zu Investitionen in die Regionalwirtschaft verschoben. Megaevents erscheinen daher als bestens geeignet, Mittel, Menschen und Medien in einem Ausmaß zu mobilisieren, wie es ohne das außergewöhnliche Ereignis nicht möglich wäre. Die Eventisierung der Stadt bezieht sich daher auf die Konsequenzen einer Kommunalpolitik, die auf Events, Festivals und andere spektakuläre Unterhaltungsangebote für die Durchsetzung ihrer spezifischen Interessen setzt. Dieser Trend ist nicht ganz neu, sondern seit den 1980er Jahren zu beobachten, und das mit durchaus zunehmender Häufigkeit. Häußermann und Siebel (1993), die in diesem Zusammenhang von einer „Festivalisierungsstrategie“ sprechen, zählen dazu auch die Bündelung räumlicher, zeitlicher und inhaltlicher stadtpolitischer Maßnahmen, die mit der Inszenierung der Stadt im Event Standortmarketing, Wirtschaftsförderung und Imagepolitik betreiben.

John Hannigan (1998) hat die Zunahme urbaner Unterhaltungsdestinationen als eines der wichtigsten Merkmale der aktuellen Stadtentwicklungspoli-

tik identifiziert. Er macht dafür drei miteinander konvergierende Trends verantwortlich: Erstens vermochten die Freizeit- und Konsumindustrien durch die Anwendung von vier bürokratischen Grundprinzipien, nämlich Effizienz, Kalkulierbarkeit, Vorhersagbarkeit und Kontrolle, ihre Unternehmungen zu rationalisieren. Zweitens erschlossen sich Immobilienentwicklern und Dienstleistungsanbietern mit der Strategie der Konzeptualisierung (*theming*; Lukas 2007), die die Gesamtgestaltung von Konsumorten (wie in Disney Parks) einem verbindenden Generalthema unterwirft, innovative Geschäftsmöglichkeiten. Drittens ermöglichten Prozesse der Entdifferenzierung und räumlichen Integration distinktiver Konsumaktivitäten den Konsumdienstleistern Synergiegewinne. Ein Fußballstadion der neuen Generation ist daher mehr als nur eine Sportarena. Vielmehr erscheint sie als ein Anlassfaktor, der zu diversen Formen des Konsumierens verführen soll. In der Regel sind die modernen Stadien Bestandteil einer komplexen Gebäudestruktur, in denen oder in deren Umfeld sich Restaurants, Geschäfte, Vergnügungsbetriebe und Bildungseinrichtungen befinden, die den Betreibern der Stadien vielfältige Einnahmequellen und Vermarktungsoptionen bieten sollen.

Großereignisse dienen der Stadtpolitik als willkommener Anlass, langwierige Diskussionen um den Bedarf und die Sinnhaftigkeit der Investitionen abzukürzen, selbst wenn es um den Ausbau einer Sportinfrastruktur geht, die das Event dringender benötigt als die Region. Die zehn Neubauten für die WM in Japan standen nicht nur in Konkurrenz mit in den Regionen bereits vorhandenen Stadien der Profifußballvereine. Darüber hinaus erweiterten allein die WM-Bauten das Sitzplatzangebot um mehr als das Zweifache, was für einen durchschnittlichen Ligaspieltag benötigt wird. Mit dem Problem der nachhaltigen Nutzung sahen und sehen sich konsequenterweise die meisten der Austragungsorte konfrontiert. Dieses Problem ist auch in Österreich nicht unbekannt, wo die Besucherzahlen der Bundesligaspiele zwischen 2.000 und (eher selten) 20.000 schwanken, die Stadien der EM aber Platz für 40.000 und mehr Zuschauer bereitzustellen hatten. Daher sollten der Stadionneubau am Wörthersee ebenso wie die Stadien in Innsbruck und Salzburg nach Turnierende vom UEFA-Standard auf den Alltagsbedarf zurückgefahren werden – allerdings hat sich nur Innsbruck an die Zusage gehalten. Für den Rückbau des Klagenfurter Stadions fehlten nach der EM auf einmal die Mittel; aber auch die Fertigstellung des Großformats ließ lange auf sich warten und sollte angeblich Ende 2013 abgeschlossen sein. Der Gesamtaufwand, nur für den Bau, übersteigt die Mittel der Sportförderung für ganz Österreich. Die dann zu erwartenden Erhaltungskosten von rund 2 Millionen Euro pro Jahr werden mindestens zur Hälfte auch aus Steuergeldern zu bezahlen sein. Zu all dem hinzu ist das Stadion auch noch in die Schmiergeldskandal um die ehemali-

ge Regierungspartei des Landes und die Hypo Adria-Gruppe hineingezogen worden. Eine Heimmannschaft gibt es übrigens nicht (mehr). Für das Praterstadion, das nach einer 37 Millionen Euro teuren Renovierung etwa 50.000 Zuschauern Platz bietet, war für das Jahr 2009 lediglich ein Jubiläumsspiel zwischen Rapid und Liverpool geplant.

Die systematische Beschwörung des Ausnahmezustands, der mit dem außergewöhnlichen Ereignis assoziiert wird, erweist sich als ein „kraftvoller Mobilisator“, mit dem neue Organisations- und Praxisformen außerhalb des regulären Verwaltungsapparats oder der Rechtsstaatlichkeit legitimiert werden sollen. Dazu zählten neben zahlreichen Sicherheitsmaßnahmen die Sondergenehmigung, mit österreichischen Flaggen geschmückte Autos fahren zu dürfen, die Ausweitung der Ladenöffnungszeiten und der unbezahlte Einsatz von tausenden Freiwilligen. Wesentlich präsenter in der Rhetorik des Ausnahmezustands waren aber die Bedrohungsszenarien, die bei Sportevents dieser Größe heraufbeschworen werden. Die Palette reicht von Fußballhooliganismus über den Anstieg der Kleinkriminalität und Zwangsprostitution bis zu Terroranschlägen und Seuchengefahr. Dass die zahlreichen Maßnahmen, die damit legitimiert werden, quer zu der offiziellen Linie der Gastfreundschaft laufen, stört die Veranstalter weniger als das Risiko eines Ernstfalls.

Für Japan wie auch für Österreich stellte das Fußballturnier den größten polizeilichen Einsatzfall in der Geschichte dar. In Japan waren 90.000 Beamte, private Sicherheitskräfte und Freiwillige im Einsatz für die Sicherheit des Landes. Das Budget für Vorbeugemaßnahmen wurde im Nachspiel des Terroranschlags vom 11. September 2001 deutlich erhöht, ein Flugverbot über den Stadien verhängt und die Selbstverteidigungsstreitkräfte für Luftraumüberwachung, Grenzschutz und Katastrophenschutz mobilisiert. Um Hooligans schnell ausweisen zu können, beschloss das Parlament eine Verschärfung des Migrationskontrollgesetzes. Interpol lieferte Daten, um gewaltbereite Fußballfans von der Einreise abhalten zu können, und die britische Polizei bildete ihre japanischen Kollegen, die über keine Erfahrungen mit randalierenden Fußballfans verfügten, für den Ernstfall aus (Horne und Manzenreiter 2002).

Auch in Österreich wurde das Heer zur Luftraumüberwachung mit umfassenden Kompetenzen ausgestattet. Flugverbotszonen schränkten in einem Umkreis von 22 Kilometern um die Stadien den zivilen Luftverkehr ein. Über die gesamte Polizei wurde für die Dauer von drei Wochen eine Urlaubssperre verhängt, damit 27.000 PolizistInnen für das Event abgestellt werden konnten, ohne dass die Grundversorgung zusammenbrach. Darüber hinaus wurden auf der Grundlage bilateraler Verträge 850 Polizeibeamte aus Deutschland mit Hoheitsbefugnissen wie ihre österreichischen KollegInnen ausgestattet und in den Austragungsstädten stationiert; zusätzlich kamen zahlreiche szenekundi-

gen Polizisten, Verbindungsbeamte und uniformierte Polizisten ohne Hoheitsbefugnisse zum Einsatz. Für die Dauer des Turniers wurde die Schengen-Gesetzgebung und damit eines der europäischen Grundrechte auf Mobilität ausgesetzt. Bereits im Vorjahr war es zu einer Verschärfung der Überwachungsmaßnahmen in den heimischen Stadien gekommen; die Null-Toleranz-Politik sollte Härte und Durchsetzungsbereitschaft symbolisieren, traf aber nicht nur Personen, die fundamental gegen die Stadionordnung verstoßen hatten. Daten der heimischen Hooligan-Datenbank wurden mit dem Datenbestand des Auslands abgeglichen, um verdächtige Personen bereits bei der Einreise abweisen zu können. Schließlich übernahmen private Sicherheitsdienste einen großen Teil der polizeilichen und ordnungsdienstlichen Aufgaben, vor allem in den EM-Stadien und Public-Viewing-Bereichen – dies ebenfalls ohne klare rechtliche Bestimmung ihrer Einsatzkompetenzen (vgl. Manzenreiter und Spitaler 2011).

Der Ausnahmezustand wurde also, je nach Bedarf, sowohl als positive und wünschenswerte wie auch als unberechenbare und gefährvolle Situation dargestellt. In positiver Weise wird z.B. immer wieder von der einmaligen Chance gesprochen, die es zu nutzen gilt. In Interviews mit den politischen Verwaltungsleitern der japanischen Austragungsstädte ist immer wieder zu vernehmen, dass ein internationales Turnier in der eigenen Heimatstadt hautnah mitzubekommen ein Privileg ist, das man vielleicht nur einmal im Leben hat. Die „riesige Chance, sich der Welt zu präsentieren“, ist ein weiterer Stehsatz, in dem die Ambitionen der Städte zum Ausdruck kommen. Die dahinter schwebende Angst vor dem Scheitern und der Blamage stellt einen weiteren wirkungsmächtigen Faktor dar für die Bereitschaft, sich auf Sonderfälle und Ausnahmeregelungen einzulassen.

Fazit

Die Folgen dieser Vorbereitung auf den Ernstfall machen sich im Stadtraum auch und vor allem in der vielfachen Zonierung, Absperrung und Einzäunung unterschiedlicher Bereiche der Stadt und des öffentlichen Raums bemerkbar. So dient die Rhetorik des Ausnahmezustands nicht nur der Legitimierung zeitlich begrenzter Ausnahmeregelungen, sie führt auch zu der temporären Einrichtung von Sonderzonen, in denen bestehende Regeln räumlich begrenzt außer Kraft gesetzt werden. Markantestes Beispiel ist der „Sonderfall Fan-Zone“, in der durch die temporäre Privatisierung auf begrenztem Raum Sonderregelungen zur Zugangskontrolle, Videoüberwachung oder der Exklusivität bestimmter Produkte wirksam werden, die im öffentlichen Raum unter normalen Umständen nicht möglich wären. Einen vergleichbaren Fall

stellen die EM-Stadien dar, um die herum ein von der UEFA geforderter räumlich abgesetzter Sicherheitsring, VIP-Zonen und Hospitality-Bereiche für die Hauptsponsoren und ihre Gäste angelegt wurden. Mittels umfangreicher Zuanlagen wurden auch hier Teile des öffentlichen Raums temporär in den Veranstaltungsraum einbezogen und damit der Hausordnung des Stadions und den Forderungen der UEFA unterstellt.

Nicht immer sind die Zonengrenzen so präsent wie an den Toren, an denen die Zugangsberechtigung kontrolliert wird. Physisch nicht wahrnehmbar, aber geografisch definiert und rechtlich wirksam sind etwa polizeilich festgelegte Zonen, deren Betreten auffällig gewordenen Personen zu bestimmten Zeiten untersagt werden konnte. Unter dem Diktat des Ausnahmezustands wurden also Teile des öffentlichen Raums komplett gesperrt, andere für ausgewählte Eliten reserviert, und wiederum andere der Öffentlichkeit unter bestimmten Auflagen zugänglich gemacht. Werden diese Ausnahmen zur Regel, dann ist das Stadion nicht mehr nur ein Vorbild für temporäre Umgestaltungen, sondern auch ein Prototyp für langfristige städtische Transformationen. So wird das Stadion vielleicht, neben Shopping Mall oder Flughafen, zu einem weiteren paradigmatischen Ort in der postmodernen Stadtentwicklung. Vielleicht kann es sogar als Materialisierung eines gesellschaftlichen Trends begriffen werden, in dem die Mobilisierung von breitem Konsens nur noch über populäre Großevents möglich ist. Bereits jetzt lässt sich festhalten, dass die Eventisierungsstrategie der Politik Möglichkeiten in die Hände gespielt hat, Testballons für die Einschränkung von Persönlichkeitsrechten steigen zu lassen und damit gesellschaftliche Veränderungen vorzubereiten, die ansonsten den Widerstand des politischen Gegners oder Protest aus der Bevölkerung hervorgerufen hätten.

Literaturverzeichnis

Gebhardt, Winfried

2001 „Feste, Feiern und Events: Zur Soziologie des Außergewöhnlichen“, Winfried Gebhardt, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer (Hg.): *Events. Soziologie des Außergewöhnlichen*. Opladen: Leske und Budrich, 17-31.

Hachleitner, Bernhard und Wolfram Manzenreiter

2010 „The EURO 2008 bonanza: mega-events, economic pretensions and the sports-media business alliance“, *Soccer and Society* 11/6, 843-854.

Häußermann, Hartmut und Walter Siebel

1993 „Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik. Große Ereignisse in der Stadtpolitik“, Hartmut Häußermann und Walter Siebel (Hg.):

- Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte.* Opladen: Westdeutscher Verlag, 7-31.
- Hagemann, Anke
 2011 „From the stadium to the fan zone: host cities in a state of emergency“, Wolfram Manzenreiter und Georg Spitaler (Hg.): *Governance, citizenship and the new European Football Championships: the European spectacle.* London: Routledge, 29-42.
- Halbwachs, Maurice
 1992 *On collective memory.* Chicago: University of Chicago Press.
- Hannigan, John
 1998 *Fantasy city: pleasure and profit in the postmodern metropolis.* London: Routledge.
- Horne, John und Wolfram Manzenreiter
 2006 „An introduction to the sociology of sports mega-events“, John Horne und Wolfram Manzenreiter (Hg.): *Sports mega-events: social scientific analyses of a global phenomenon.* Oxford: Blackwell Publishing, 1-24.
- Horne, John und Wolfram Manzenreiter (Hg.)
 2002 *Japan, Korea and the 2002 World Cup.* London/New York: Routledge.
- Kelly, William W.
 2011 „Beijing 2008 and the limits of exceptionalism“, William W. Kelly und Susan Brownell (Hg.): *The Olympics in East Asia: nationalism, regionalism, and globalism on the center stage of world sports.* New Haven: Council on East Asian Studies, Yale University, 5-18.
- Koordination Bundesregierung (Hg):
 2008 *Endbericht Koordination BUND zur UEFA EURO 2008TM in Österreich.* Wien: B.M.I – Abteilung IV/4 – Digitalprintcenter.
- Lukas, Scott A. (Hg.)
 2007 *The themed space: locating culture, nation, and self.* Lanham, MD: Lexington Books.
- Manzenreiter, Wolfram
 2008 „The ‘benefits’ of hosting: Japanese experiences from the 2002 Football World Cup“, *Asian Business & Management* 7/2, 201-224.
- Manzenreiter, Wolfram und Georg Spitaler (Hg.)
 2011 *Governance, citizenship and the new European Football Championships: the European spectacle.* London/New York: Routledge 2011.
- Nora, Pierre
 1989 „Between memory and history: les lieux de mémoire“, *Representations* 26 (special issue on ‘Memory and Counter-memory’): 7-24.
- Roche, Maurice
 2000 *Mega-events and modernity.* London: Routledge.
- Schimmel, Kimberley
 2001 „Sport matters: urban regime theory and urban regeneration in the late-capitalist era“, Chris Gratton und Ian Henry (Hg.): *Sport in the city.* London: Routledge, 259-277.

SUSANNE FORMANEK

Alt sein in Tokyo und in Wien im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts: Traditionelle Muster und neue Perspektiven für Alltag und Freizeit

1. Soziopolitische Rahmenbedingungen des Alters in Österreich und Japan zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts zählte die Alterung oder bereits Überalterung ihrer Gesellschaften zu den zentralen Herausforderungen, denen sich sowohl die japanische als auch die österreichische Politik stellen mussten. Allgemein gelten Bevölkerungen, in denen der Anteil der über65jährigen 7-14% beträgt, als „alternde“, solche, in denen er 14-21% ausmacht, als „gealterte“ und solche mit einem Anteil von mehr als 21% an über65jährigen als „überalterte“ Bevölkerungen, wenn auch manche den Begriff der Überalterung für konterproduktiv halten und eher von einer „Unterjüngung“ sprechen wollen. Dieser Definition zufolge war Japan seit dem Jahr 1995 eine gealterte, und ab 2007, in welchem Jahr der Prozentsatz der über65jährigen 21,5 erreichte, bereits eine überalterte Gesellschaft, ein Trend, der sich seither weiter fortgesetzt hat. Im Jahr 2009 lag die entsprechende Zahl bei 22,7% (Sōmushō 2009). Österreich hingegen wies 2009 mit einem Anteil der über65jährigen von 17,5% zwar eine deutlich gealterte, aber noch keine überalterte Bevölkerung auf (Statistik Austria 2012: 23).

Trotz dieser kleineren Unterschiede war der demographische Wandel eines der wichtigsten Themen der Innen- und Sozialpolitik beider Länder. Es ist hier nicht der Ort, über die verschiedenen und mannigfaltigen Ansätze der Nachjustierungen oder Reformen etwa im Bereich der Pensionen und allgemein der Altenwohlfahrt im Detail zu referieren. Ein kurzer vergleichender Überblick über die Situation zu Beginn des 21. Jahrhunderts mag genügen. Während sowohl Japan als Österreich durch verschiedene Reformen bemüht waren, die Ausgaben für Altersrenten nicht ins Uferlose ansteigen zu lassen, haben diese die Einkommenssituation zumindest der PensionistInnen ab 65 gegenüber den vorhergehenden Jahrzehnten nicht dramatisch verändert. Während in Japan im Rahmen des 1961 und damit erst verhältnismäßig spät eingeführten Pensionsversicherungssystems zunächst nur äußerst geringe Summen zur Auszahlung gelangt waren und zudem das Alter vieler innerbetrieblicher Pensionierungen deutlich unter dem Rentenanfallsalter von 65 Jahren gelegen hatte, hatten sich beide bis zum letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bei 60

Jahren eingependelt und die staatliche Pension ersetzte das letzte Erwerbseinkommen für männliche Versicherte bis zu 69%, ganz zu schweigen von teils erheblichen innerbetrieblichen Abfertigungssummen. Seit dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wurde das Pensionsanfallsalter zwar wieder auf 65 Jahre erhöht, wobei in einer Übergangsphase zwischen 60 und 64 Jahren noch der auf Basis des Erwerbseinkommens errechnete Teil der Alterspension zur Auszahlung kam. Für die ab65jährigen wurden die Pensionen aber nur insofern leicht gesenkt, als die Anpassung ihrer einkommensunabhängigen Komponente nunmehr nicht nach der Entwicklung der Brutto-, sondern der der Nettolöhne erfolgte (Conrad 2001: 27-29).

Auch Österreich erlebte im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts eine Reihe von Pensionsreformen, in denen einerseits ein einheitliches Pensionsanfallsalter von 65 Jahren festgelegt wurde und andererseits die Bemessung der Alterspensionen neu geregelt wurde, indem nicht mehr wie zuvor das letzte (und damit meistens höchste) Erwerbseinkommen zugrunde gelegt wurde, sondern das über das ganze Leben erzielte. Aufgrund vieler Übergangs- und Sonderbestimmungen ersetzten trotz dieser Reformen in Österreich im Jahr 2009 die Pensionen durchschnittlich 80,1% des letzten Erwerbseinkommens, und das durchschnittliche Pensionsantrittsalter lag mit 57,9 respektive 58,9 Jahren für Frauen ebenso wie für Männer nach wie vor deutlich unter 65. Gleichzeitig stellten in Österreich 2009 die über60jährigen zumindest unter den unselbständig Erwerbstätigen die Altersgruppe mit dem bei weitem größten durchschnittlichen Brutto-Jahreseinkommen von an die € 53.000 (N.N. 2009: 27).

In Japan fand durch die Pensionen zwar keine so starke Umverteilung hin zu den älteren Generationen statt, da hier das durchschnittliche Jahreseinkommen mit Eintritt in die Gruppe der 60+ deutlich gegenüber dem der einkommensstärksten Altersgruppen der 40-59jährigen absank. Dafür verfügten Japans SeniorInnen bei einem Einkommen von durchschnittlich 7-8 Millionen Yen, das in etwa dem der 30-39jährigen entspricht, und aufgrund der Tatsache, dass sie die starken finanziellen Belastungen, die in Japan die Errichtung eines Hausstands und die Ausbildung der Kinder bedeuten, bereits hinter sich haben, über deutlich mehr Ersparnisse als alle anderen Altersgruppen, jene, die in Zwei- oder Mehrpersonen-Haushalten leben in der Höhe von etwa zweieinhalb Jahreseinkommen (Schaubild 1), die den meisten von ihnen ähnlich wie in Österreich genügend Spielraum lässt, um den Lebensabend, wenn schon nicht unbedingt in vollen Zügen, so dennoch in relativem Wohlstand zu genießen. So gaben 2009 die nicht allein lebenden über60jährigen Japaner durchschnittlich nur 61% ihrer monatlichen Haushaltsbudgets für allgemeine Lebenshaltungskosten aus, und konnten die restlichen 39% für Dinge wie Bil-

derung, Unterhaltung, Sport, Reisen und die Pflege von persönlichen Beziehungen aufwenden, was nicht nur prozentuell, sondern auch in absoluten Zahlen deutlich mehr war als in jeder anderen Altersgruppe (Sōmushō, Tōkeikyoku 2010a: Schaubild 4).

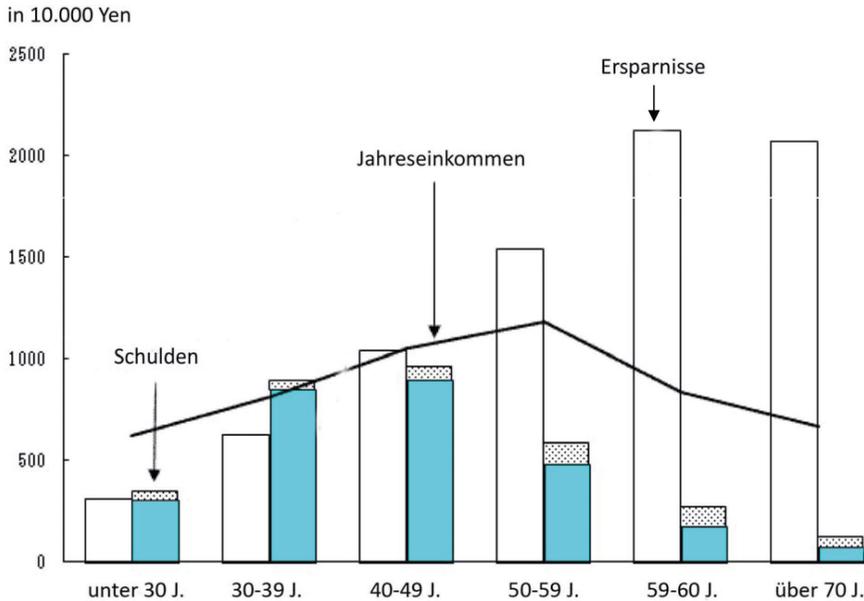


Schaubild 1: Durchschnittliche Ersparnisse und Schulden von Zwei- und Mehrpersonen-Haushalten nach Altersgruppe des Haushaltsvorstands (nach Sōmushō, Tōkeikyoku 2010a).

Das soll freilich nicht bedeuten, dass Altersarmut aus Japan oder Österreich verschwunden sei. Die Kumulierung von Benachteiligungen über den gesamten Lebenslauf hinweg bedeutet in Japan wie in Österreich, dass gerade die einkommensschwächsten Gruppen in der Gesellschaft im Alter ganz besonders schlecht gestellt sind. In Japan bedeutete das, dass 2009 alleinlebende Männer im Alter über 60 Jahren nur ein durchschnittliches Jahreseinkommen von knapp über 2 Millionen Yen hatten oder 3,5 bis 4 Mal weniger als andere. Auch sie verfügten zwar über gemessen an ihrem Einkommen sehr beträchtliche Ersparnisse, die jedoch bei ihnen wie bei den alleinlebenden Frauen zwischen ihren 60ern und 70ern viel deutlicher abnahmen als bei den anderen SeniorInnen (Sōmushō, Tōkeikyoku 2010b: Schaubild IV-1), da sie offenbar auf ihre Ersparnisse zurückgreifen mussten, um ihre Lebenshaltungskosten zu decken. Während davon, wie wir in der Folge noch am Beispiel Tokyos und Wiens sehen werden, in Japan wie in Österreich nur wenige Männer betroffen waren, waren Frauen wegen der Kumulierung der Benachteiligungen über das

gesamte Leben und, besonders in Österreich, wegen ihres besonders frühen, zumeist auf Altersarbeitslosigkeit zurückzuführenden Pensionsantrittsalters häufig von Altersarmut bedroht.

In beiden Ländern wurde auch der Tatsache Rechnung getragen, dass die zunehmende Alterung ihrer Bevölkerungen bei steigenden Lebenserwartungen in der Zukunft bedeuten wird, dass sich der Prozentsatz der so genannten alten Alten, also der über80jährigen, bei denen die Wahrscheinlichkeit von Pflegebedürftigkeit besonders hoch ist, dramatisch, bis 2050 auf etwa 40% der über65jährigen, erhöhen wird.

Japan reagierte darauf im Jahr 2000 mit der Einführung einer verpflichtenden Pflegeversicherung, der alle über40jährigen beitreten müssen und die im Fall altersbedingter Pflegebedürftigkeit zu Sachleistungen im Bereich der ambulanten und institutionellen Pflege berechtigt, wobei der Ausbau der ambulanten Pflegedienste das erklärte Ziel war. Zusätzlich zu den gewerblichen, gemeinnützigen und öffentlichen Pflegeanbietern spielte seither in Japan auch der ehrenamtliche Sektor eine wichtige Rolle in der Pflegeversorgung. Den ehrenamtlich Helfenden wird eine nicht-monetäre Vergütung in Form von „Zeitkontingenten“ zuteil, die im Falle eigener Pflegebedürftigkeit eingelöst werden können. Geldleistungen sind in diesem japanischen Modell ausgeschlossen, da sie am Widerstand der Öffentlichkeit scheiterten. Speziell die japanischen Frauen befürchteten, dass Geldleistungen die bestehenden Pflegesituationen verfestigen, d.h. die schwierige Situation der vielen informell pflegenden, weiblichen Angehörigen weiter verschärfen und den Aufbau adäquater ambulanter Strukturen verzögern würden (Stitzel, Buchner und Janig o.J.).

Den genau entgegengesetzten Weg beschritt man in Österreich mit der Einführung des Pflegegeldes im Jahr 1993, einer aufgrund der Höhe des monatlichen Pflegebedarfs bemessenen Geldleistung, die der Pflegebedürftige nach seinem eigenen Gutdünken verwenden kann. Ab einem Pflegebedarf von mehr als 120 Stunden monatlich sieht das Gesetz für den Fall einer Betreuung zu Hause auch eine Förderung für den pflegenden Angehörigen vor, die 2009 bei € 550 für selbständig und € 1100 für unselbständig Erwerbstätige lag.

Aus diesen völlig gegenteiligen Maßnahmen kann man schließen, dass Japan in dieser Hinsicht bewusst auf eine Auflösung traditioneller Muster zielte, die die Pflege der älteren Generation vor allem in die Hände der Familien, also vor allem der Schwiegertöchter, gelegt wissen wollte, umgekehrt aber auch nach wie vor einer Unterbringung pflegebedürftiger Personen in Pflegeinstitutionen entgegenwirken wollte, indem der Ausbau ambulanter Pflegedienste ausgebaut wurde, während Österreich durchaus auch die „traditionelle“ Hausbetreuung durch pflegende Angehörige, ein oft in der Diskussion übersehenes Phänomen, als einen Pfeiler der Pflege fördern und erhalten wollte.

Schließlich zählte in diesem Zusammenhang sowohl in Österreich als auch in Japan, und im Besonderen in ihren Hauptstädten, vor allem die Gesunderhaltung, Selbständigkeit und gesellschaftliche Einbindung der älteren Bevölkerung zu den neueren Agenden der Altenpolitik. So schloss sich die Stadt Wien 1989 dem Healthy Ageing Network der WHO an, dessen Hauptziel nicht die bloße Sicherung der Altenwohlfahrt, sondern darüber hinaus die Entwicklung eines positiven und dynamischen Bilds des Alterns war und ist, und seit 2004 trug das Strategiekonzept für die Betreuung älterer Menschen in Wien den Namen „Lebenswertes Altern in Wien – aktiv und selbstbestimmt“ (Stadt Wien 2007: 7). Der japanische Gegenpart dazu bestand in einem Maßnahmenpaket des Ministeriums für Gesundheit, Arbeit und Wohlfahrt (Kōsei Rōdōshō), das in etwas anderer Terminologie, aber mit zum Teil durchaus ähnlichem Inhalt, die „Schaffung einer Gesellschaft befördern“ wollte, in der „die Senioren soweit wie irgend möglich unabhängig und im Besitz eines Lebensinhalts sorgenlos leben können (*Kōreisha ga dekiru kagiri jiritsu shi, ikigai o mochi, anshin shite kuraseru shakai-zukuri o suishin suru koto*)“, mit einem wesentlichen Unterpunkt der Förderung der sozialen Partizipation der Älteren (Kōsei Rōdōshō 2006). Dazu diente einerseits die Erfassung jener Gruppe von über65jährigen, deren Gesundheitszustand eine künftige Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit wahrscheinlich machte, und ihre Versorgung mit entsprechenden Vorsorgemaßnahmen. Andererseits sollten Altenklubs und Institutionen, die Senioren ehrenamtliche Tätigkeiten anbieten, geschaffen und gefördert werden, bzw. die Erwerbstätigkeit älterer Menschen ausgebaut werden. Entsprechende Bemühungen wurden in Japan umso mehr zu einem breit diskutierten Thema, als 2007 bis 2009 die Jahre waren, in denen die Mitglieder der japanischen „Babyboom“-Generation, also der Geburtsjahrgänge 1947-1949, das Alter von 60 und damit der Pensionierung erreichten und Politik wie Gesellschaft sich darum sorgte, wie das Potential dieser Generation weiter zu nutzen sei. Viele Firmen setzten jedoch das betriebsinterne Pensionierungsalter hinauf und beschäftigten die über60jährigen weiter, sodass noch 2012 das durchschnittliche Rentenalter in Japan bei 69,5 Jahren lag (Yamada o.J.).

2. Veränderte Altenanteile der Bevölkerungen Tokyos und Wiens

Neben diesen allgemeinen Rahmenbedingungen war alt sein in Tokyo und Wien zu Beginn des 21. Jahrhunderts aber auch durch spezifischere Umstände charakterisiert. Demographisch betrachtet waren im Vergleich zur Gesamtbevölkerung ihres jeweiligen Landes Tokyo und Wien als ihre Hauptstädte im

Jahr 2009 zwar nicht ganz unähnlich, insbesondere jedoch was die zugrundeliegende historische Entwicklung betrifft sehr unterschiedlich.

Tokyo hatte zwar spätestens seit 2005, als der Anteil der über65jährigen 18,3% erreichte, eine gealterte Bevölkerung, jedoch im Gegensatz zur Gesamtbevölkerung des Landes, die wie erwähnt bereits seit 2007 „überaltert“ ist, wenn auch knapp immer noch eine nur „gealterte“ Bevölkerung. Im Jahr 2009 stellten die über65jährigen Einwohner 20,2% der Bevölkerung der Stadt. Tokyos Bevölkerung war somit 2009 noch etwas jünger als die im Landesdurchschnitt, wenn auch der Unterschied immer geringer wurde. Dabei war Tokyo viele Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hindurch eine überaus „junge“ Stadt, erst im Jahr 1980 überschritt der Altenanteil ihrer Bevölkerung die 7%-Grenze und machte sie zu einer alternden Stadt. Danach stiegen die Prozentsätze der über65jährigen Einwohner eine Zeit lang nur leicht, seit 1990 aber rasant, mit Zuwachsraten von um die 3% innerhalb von 5 Jahren (Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu 2009: 2, Tab. 15-1; Tokyo Metropolitan Government 2009). Tokyo ist somit eine Stadt, für die sich das Problem der Überalterung ihrer Bevölkerung, so es denn eines ist, innerhalb einer recht kurzen Zeit, dafür dann aber massiv stellte.

In Wien stellten 2005 Personen im Alter von 65 und mehr 15,8% der Gesamtbevölkerung, was in etwa dem Landesdurchschnitt entsprach (Stadt Wien, Bereichsleitung für Strukturentwicklung 2007: 9). Das war für Wien eine relativ neue Situation, da die Stadt zuvor, und insbesondere in den 1970er Jahren, in Österreich insofern ein demographisches Spezifikum darstellte, als sie im Gegensatz zum Rest des Landes eine deutlich überalterte Bevölkerung aufgewiesen hatte. Als Folge einer starken Zuwanderung in die ehemalige Monarchie-Hauptstadt vor dem 1. Weltkrieg war zu Beginn der 1970er Jahre tatsächlich mehr als ein Viertel der Wiener Bevölkerung über 60 Jahre alt. Seither war eine leichte Verjüngung der Wiener Bevölkerung festzustellen, die durch die starken Geburtenjahrgänge der 1960er Jahre (Baby-Boom-Generation) und die internationalen Einwanderungswellen vor allem von ArbeitsmigrantInnen zwischen 1988 und 1993 verursacht wurde. War infolgedessen in den 1980er und 1990er Jahren der Altenanteil der Wiener Gesamtbevölkerung rückläufig gewesen, so war seit 1999 eine Trendumkehr mit wieder leicht steigenden Altenanteilen zu beobachten (Stadt Wien / Magistratsabteilung 15 2011: 44-45).

Ganz im Gegensatz zu Tokyo hat Wien somit bereits in den 1970er Jahren Erfahrungen mit einer überalterten Bevölkerung gemacht, während umgekehrt Tokyo sich erst seit relativ kurzer Zeit, dafür aber massiv den entsprechenden Herausforderungen gegenüber sieht. Oder, um es stärker aus Sicht der SeniorInnen selbst her zu betrachten, waren sie in Wien bis Mitte der 1970er Jahre

aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke ein bestimmender Faktor des sozialen Lebens der Stadt, der Freiräume für Kinder und Jugendliche teils erheblich einschränkte. Als Mitglied der österreichischen Baby-Boomer-Generation seit Ende der 1950er Jahre kann sich die Autorin noch gut daran erinnern, wie schwer es für Kinder und Jugendliche war, in der Stadt zu spielen oder sich gar auszutoben, weil man dadurch die allgegenwärtigen SeniorInnen gestört hätte. Auch war man beispielsweise als Schulkind angehalten, trotz der schweren Schultasche älteren Menschen in Autobus oder Straßenbahn sofort seinen Sitzplatz anzubieten. Eigens gekennzeichnete, vorrangig für SeniorInnen reservierte Sitzplätze in öffentlichen Verkehrsmitteln waren in diesen Jahren weder vorhanden noch notwendig, sind allerdings mittlerweile eingeführt worden.

An dieser Stelle sei ein kurzer Exkurs über die Bedeutung solcher Sitzplatzkennzeichnungen erlaubt. In den 1970er Jahren hatte der berühmte amerikanische Sozialgerontologe Erdman B. Palmore (1975: 102-103) einen besonderen traditionellen Respekt für das Alter in Japan postuliert, und dabei unter anderem die Tatsache angeführt, dass es dort in den öffentlichen Verkehrsmitteln sogenannte *shiruba shiito*, „Silbersitze“, also prioritär alten Menschen vorbehaltene Sitzplätze gab. In Anbetracht meiner Wiener Erfahrungen sind solche Sitzplatzkennzeichnungen zwar ein politisches Statement, mit dem auf die Bedürfnisse älterer Menschen hingewiesen und ein Eingehen darauf angeregt wird, jedoch kein Ausdruck einer besonderen Hochachtung für ältere Menschen. Meinen persönlichen, allerdings unsystematischen Beobachtungen zufolge werden in Wien diese Sitzplätze auch heute von Jüngeren im allgemeinen tatsächlich gemieden, während sich in Japan in einer überfüllten U-Bahn eher niemand darum schert, ob es Greise sind, die auf den Silbersitzen Platz genommen haben.

Daneben ist Alter in Tokyo und in Wien heute, wie allgemein in der industrialisierten Welt, zum überwiegenden Teil weiblich, wenn auch in Wien in allen Altersgruppen etwas ausgeprägter als in Tokyo. 2005 lag der Frauenanteil in Wien im Vergleich zu 52,4% an der Gesamtbevölkerung für die über-65jährigen insgesamt bei 63%, für die 65-74jährigen bei rund 56%, für die über75jährigen bei 69% und für die über85jährigen sogar bei über 76% (Stadt Wien, Bereichsleitung für Strukturentwicklung 2007: 9). In Tokyo betrug der Frauenanteil im selben Jahr bei den über65jährigen insgesamt rund 57%, bei den 65-74jährigen 53%, und bei über75jährigen 62% (Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu 2009: 2, Tab. 15-1).

3. Lebensrealitäten von alten Menschen in Tokyo und Wien

3.1. Familienstand und Wohnarrangements

Auch in Bezug auf ihren Familienstand befinden sich alte Menschen in Tokyo und in Wien in einer zunehmend vergleichbaren Situation. Hier wie dort sind rund zwei Drittel der über65jährigen Männer verheiratet (2005 waren es 76,9% in Tokyo und 73% in Wien), während dasselbe nur für weniger als die Hälfte der über65jährigen Frauen zutrifft (45,7% in Tokyo und 30,6% in Wien). Noch deutlicher klaffen die Unterschiede in der höchsten Altersgruppe auseinander. In Tokyo waren 2005 noch rund 60% der über85jährigen Männer verheiratet, in Wien immerhin auch noch 51%. Bei den über85jährigen Frauen lagen die entsprechenden Prozentsätze nur mehr bei 9,2% respektive 7,1%. Das bedeutet, dass sowohl in Wien als auch in Tokyo die meisten Männer einen Großteil ihres Lebensabends mit ihrer Ehefrau verbringen, während die meisten älteren Frauen und zunehmend mit fortschreitendem Alter keinen Ehepartner (mehr) haben.

Was die anderen Lebensumstände älterer Menschen betrifft, so kann man sagen, dass sie in Wien in zugespitzter Weise, insbesondere in Bezug auf die Verlagerung der Altenwohlfahrt und -pflege von der Familie auf den Staat und die weitgehende Ausgliederung der SeniorInnen aus dem Arbeitsmarkt, dem Bild entsprechen, das die Forschung allgemein für moderne industrialisierte Staaten ausgemacht hat, während sie sich in Tokyo zumindest auf manchen Gebieten diesem Bild immer mehr annähern.

Ausschlaggebend sind hierfür einerseits die Zahl der älteren Menschen, die in Zwei- oder Mehrgenerationenfamilien leben und umgekehrt die jener in Institutionen. In Wien lebten laut Mikrozensus 1998 nur 22,7% der über60jährigen Männer und 24,9% der gleichaltrigen Frauen in einem Haushalt mit einer verwandten Person im Sinne der von der Stadt Wien erhobenen Zahlen, also Tochter, Sohn, Schwiegertochter, -sohn, (Ur-)Enkeln, (Schwieger-)Mutter, -Vater oder Geschwister, und entsprechend noch weniger mit Verwandten der jüngeren Generation (Stadt Wien, Bereichsleitung für Strukturentwicklung 2007: 16).

Japan hingegen hatte noch Mitte der 1970er Jahre unter den Industriationen deutlich durch die Verbreitung des Zusammenlebens der Generationen und die Bereitschaft der Jüngeren hervorgestochen, für die Älteren zu sorgen und sie im Bedarfsfall zu Hause zu pflegen: über zwei Drittel aller über 50jährigen lebte in Zwei- oder Mehrgenerationenhaushalten, im Vergleich zu nur jedem Siebenten etwa in den USA (Palmore 1975: 38). Dies hatte sich im Tokyo des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts jedoch dramatisch verändert, mit ständig abnehmenden Zahlen derjenigen unter den Tokyoter Senioren, die mit jüngeren Verwandten zusammenleben und zunehmenden Zahlen derje-

nigen, die in einem Haushalt leben, der nur aus Senioren besteht. Bereits im Jahr 2000 lebten in Tokyo 52,2%, also mehr als die Hälfte der Personen ab 65 in einem Haushalt, der nur aus Personen in dieser Altersgruppe bestand, und davon 20,3% überhaupt in einem Einpersonenhaushalt. Im Jahr 2005 waren die entsprechenden Zahlen weiter auf 54,9 respektive 21,7% angestiegen, und die Tendenz zu diesen Nur-Senioren-Haushalten ist weiter steigend. Anders ausgedrückt wohnten an die 60% der über65jährigen Tokyoter 2005 entweder allein oder nur gemeinsam mit dem Ehepartner, also nicht mehr in einem Mehrgenerationenhaushalt, und es fand entsprechend in dieser Beziehung eine Umkehr der Verhältnisse statt (Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu 2009: Tab. 15/6 und 15/7).

Diese immer mehr zunehmenden Zahlen an SeniorInnen, die entweder allein oder nur gemeinsam mit dem Ehepartner leben, bedeuten eine zunehmende Abwendung von traditionellen Mustern, die beispielsweise Hashimoto Akiko (1996) noch in einem spezifisch japanischen Generationenvertrag geortet hatte, der vorsah, dass sowohl die Eltern- als auch die Kindergeneration Pflegebedürftigkeit im Alter als gegeben sahen und beide dazu veranlasste, in ihre gegenseitige „Abhängigkeit“ emotional wie finanziell zu investieren: Eltern in Japan würden damit rechnen, im Alter von ihren Kindern gepflegt werden und daher gemeinsam mit ihnen leben zu müssen, auch wenn die gegenseitigen Beziehungen nicht immer nur von Liebe, sondern oft eher von Kälte oder gegenseitiger Abscheu gekennzeichnet wären, und ihnen als Gegenleistung für diese Pflege Hab und Gut zu überlassen.

Dabei ist festzustellen, dass diese Aushöhlung des japanischen Generationenvertrags nicht nur, wie oft gesagt wird, in seiner Aufkündigung durch die jüngeren Generationen begründet liegt, sondern auch von den Älteren mitgetragen wird, die schon seit längerem in Umfragen den Wunsch bekunden, so lange wie irgend möglich im eigenen Haushalt, also nicht bei den Kindern, dafür aber in ihrer Nähe, zu leben.

Was die Institutionalisierung älterer Menschen in Wien betrifft, so sind konkrete Zahlen schwer zu bekommen, selbst die von der Stadt Wien (2007: 15) herausgegebene Studie *Altern in Gesundheit* vermag nur anzugeben, dass laut Volkszählung 2001 1,5% Prozent der Wiener Gesamtbevölkerung in Gemeinschaftsunterkünften, großteils Alten- und Pflegeheimen, lebte. Schätzungen zufolge bedeutete dies, dass etwa 4% der über65jährigen in Institutionen der Altenpflege und -betreuung untergebracht waren. Bei der sehr kurzen Verweildauer – in Wien verstarben 51% der Bewohner innerhalb der ersten sechs Monate nach ihrer Aufnahme – muss daher angenommen werden, dass etwas über ein Fünftel aller WienerInnen den letzten Teil ihres Lebens in einer Institution zubrachten (Hörl, Kolland und Majce 2009: 19).

In Japan lagen die entsprechenden Zahlen landesweit zwar nach wie vor deutlich niedriger, wenn auch mit steigender Tendenz. 2005 lebten 586.955 Personen oder rund 2,3% der über65jährigen in Altenheimen (Kōsei rōdōshō 2007), im Vergleich zu nur 1,6% noch in den 1980er Jahren (Palmore 1985: 45). Betrachten wir hingegen die Tokyoter Zahlen, so unterscheiden sie sich kaum noch von denen in Wien. Im Jahr 2000 waren bereits 3,5% der über-65jährigen TokyoterInnen in Institutionen untergebracht, eine Zahl, die sich bis 2005 weiter auf 3,8% erhöht hatte und speziell für die Frauen bei 4,7% lag (Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu: Tab. 15-4), was es für sie nahezu ebenso wahrscheinlich machte wie für die Wienerinnen, ihr Leben in einem Heim zu beenden.

3.2. Arbeit und soziale Integration

Besonders krass erscheint in Wien die Ausgliederung der älteren Menschen aus dem Arbeitsmarkt. So waren in Wien 2001 bereits von den 55-59jährigen Männern nur mehr 60% in irgendeiner und sei es auch nur geringfügigen Form erwerbstätig, eine Zahl, die für die nachfolgende Altersgruppe der 61-65jährigen abrupt auf 17,7% absank und für die über65jährigen nur mehr bei verschwindenden 3,5% lag (Stadt Wien 2007: 56). Noch deutlicher war das Phänomen bei den Frauen, für die die entsprechenden Prozentsätze nur 28,8, 7,3 und 1,1 betragen. Dies entspricht dem landesweiten Muster, gilt Österreich doch seit den ersten SHARE-Studien 2004-2006 als jenes europäische Land, das mit nur 25% der 50-64jährigen Befragten ohne Gesundheitsprobleme, die noch erwerbstätig sind, die geringste Altenerwerbstätigkeit aufweist (SHARE 2012: 11).

Japan hingegen wies traditionell eine unter den Industrienationen herausragend hohe Integration der alten Menschen in den Arbeitsmarkt auf. In den 1970er Jahren waren 82% (im Vergleich zu 68% in Deutschland) der Männer zwischen 60 und 64 Jahren, und noch 49% (gegenüber nur 17%) der über 65jährigen erwerbstätig, und zwar 77% der 65-69jährigen und 40% der über 70jährigen (Ernst 1995: 112). 2002 (respektive 2005 in Tokyo) waren die entsprechenden Zahlen zwar gesunken, lagen aber mit Erwerbsquoten von 58,8 (54,4) bei den 65-69jährigen, 42,5 (30,6) bei den 70-74jährigen, 28,6 (24,3) bei den 75-79jährigen, 18,2 (17,5) bei den 80-84jährigen und 9,5 (11,2) bei den über85jährigen Männern immer noch deutlich höher als in Österreich oder auch anderen europäischen Ländern (Paulsen 2009: 127; Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu: Tab. 15-9). Im Gegensatz zu den 1970er Jahren, in denen Befragte zu mehr als der Hälfte mit Pflichterfüllung, Vergnüglichkeit oder Zuträglichkeit für die Gesundheit andere Gründe für ihre fortgesetzte Erwerbstätigkeit angaben als materielle Notwendigkeit (Palmore 1975: 60),

hat sich dieses Verhältnis zu Beginn des 21. Jahrhunderts umgekehrt. So führten 2004 63,6% der befragten Männer und Frauen über 60 Jahren ökonomische Gründe für einen verlängerten Verbleib im Arbeitsleben an, gefolgt von Steigerung des Lebenssinns und der Lebenszufriedenheit, dem Wunsch nach sozialer Integration sowie der Gesunderhaltung (Paulsen 2009: 144-145).

Auffällig an der Situation in Tokyo ist, dass nur rund ein Drittel der über-65jährigen männlichen Erwerbstätigen sich in einem Beschäftigungsverhältnis befand, und knapp zwei Drittel entweder Vorstands- oder Aufsichtsratsmitglieder von Firmen oder Verbänden (23%) oder Selbständige mit (10%) oder ohne Angestellte (28,3%) waren (Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu: Tab. 15-10), wobei sie in allen diesen Gruppen deutlich überrepräsentiert waren. Selbstbeschäftigte waren traditionell unter Japans erwerbstätigen Senioren stark vertreten, viele jedoch etwa im Einzelhandel in winzigsten Geschäften im eigenen Wohnhaus, die eben auch bis ins hohe Alter weiter geführt wurden (Ehrke 1995: 102). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts machte sich in dieser Beziehung aber auch ein neuer Trend insofern bemerkbar, als unter den Firmenneugründern der Anteil der über65jährigen nicht nur deutlich stieg, sondern vor allem auch stärker als es ihrem wachsenden Anteil an der Bevölkerung entsprach. Besonders überrepräsentiert waren diese alten Gründer vor allem in der Immobilienbranche sowie im sonstigen Dienstleistungsbereich (ohne Gastronomie, Bildung, Gesundheit), der als besonders innovationslastig gilt (Haga 2009:176-178). Es scheint, als ob es tatsächlich einigen gelingen würde, in ihrem zweiten Leben (*daini no jinsei*), wie der gängige Positiv-Slogan für die Zeit nach der Pensionierung lautet, etwas Neues zu beginnen und zum Teil sogar ihr Hobby zu ihrem zweiten Beruf zu machen. Das soll freilich nicht bedeuten, dass nicht auch in Tokyo nach wie vor sehr viele der über60jährigen Erwerbstätigen zu niedrigen Löhnen „prekär beschäftigt“ sind und Reinigungsarbeiten verrichten, symbolisch Baustellen oder Gebäude bewachen oder Autos und Fußgängern den Weg weisen. Die über65jährigen Tokyoterinnen waren überwiegend unselbständig erwerbstätig, zu 45% in (Teilzeit-)Beschäftigungsverhältnissen und zu 20% als mithelfende Familienangehörige.

Neben wirtschaftlichen Zwängen spielten bei der hohen Erwerbsquote älterer Japaner aber wohl auch andere Faktoren eine Rolle. 1976 hatte der Schriftsteller Shiroyama Saburō in seiner Pensionierungsreportage *Mainichi ga nichiyōbi* („Jeden Tag Sonntag“) das emotionale Elend der männlichen Angestellten beschrieben, die ihr ganzes Erwerbsleben lang Selbstwertgefühl aus ihrer Arbeit, Zugehörigkeit zur Firma und Umgang mit Kollegen geschöpft und diesem ihrem Firmenleben auch ihr Familienleben untergeordnet hatten, und sich entsprechend mit Rentenantritt von einem Tag auf den anderen als völlig nutz- und wertlos empfanden (Linhart 1999: 68). 2005 jedoch stand die

überwiegende Mehrheit der befragten japanischen Männer ihrem Ruhestand „eher positiv“ bis „positiv“ gegenüber, während immerhin 35% der Ehefrauen ihm „eher negativ“ gegenüberstanden. Dem scheint die Angst vor dem auch in den Medien häufig kolportierten *shujin zaitaku sutoresu shōkōgun*, einem durch die zuvor ungewohnte, nach seiner Pensionierung zu erwartende ständige Anwesenheit des Ehemanns zu Hause ausgelöstem Stresssyndrom zugrunde zu liegen, das manche Ehefrau offenbar von ihrem entfremdeten, pensionierten Ehemann als von „Spermüll“ (*sodaigomi*), „nassem Laub [, das an den Schuhen klebt]“ oder „Lass mich auch mitmachen!“-Typ“ (*washi mo-zoku*) sprechen lässt, der dauernd zu Hause im Weg herum steht oder, schlimmer noch, an allen Freizeitaktivitäten und sozialen Beziehungen der Gattin teilhaben möchte (Paulsen 2009: 148). Ein gewisser Impetus für die weitere Erwerbstätigkeit älterer japanischer Männer mag daher zu Beginn des 21. Jahrhunderts vermehrt auch von ihren Ehefrauen ausgegangen sein.

Umgekehrt führten die entsprechenden Konflikte zwischen alten Eheleuten auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts und insbesondere in den Großstädten wie Tokyo nach wie vor vermehrt zu sogenannten *bannen rikon*, Scheidungen am Lebensabend, aufgrund derer sich die älteren Ehefrauen zur Erhaltung ihres Lebensstandards häufig zu einem Wiedereinstieg ins Erwerbsleben gezwungen sahen, der für die meisten allerdings schlecht bezahlte und sozial gering bewertete Teilzeitarbeit bedeutete.

Neben Erwerbstätigkeit gilt auch Freiwilligenarbeit als wichtiger Gradmesser für die soziale Integration einzelner Bevölkerungsgruppen einerseits und als ein bestimmender Faktor für die Lebenszufriedenheit der sie Ausübenden. In Österreich, das im europäischen Vergleich ein Spitzenreiter in Bezug auf Freiwilligenarbeit ist, stellten 2006 die 50-59jährigen Männer sowohl in Bezug auf ihre Beteiligungsquote (40%) als auch auf die geleisteten Wochenstunden (6,8) die aktivste Gruppe in der formellen Freiwilligenarbeit. In den nachfolgenden Kohorten der 60-64jährigen betragen die entsprechenden Zahlen nur mehr 30% und 5,0 Stunden, bei den 65-69jährigen 26% und 4,9 Stunden. Bei Frauen war bei einer etwas geringeren Ausgangslage der Rückgang in den älteren Kohorten bis 70 nicht so sprunghaft. Im österreichischen Vergleich leisteten in Wien insgesamt deutlich weniger Menschen, und zwar nur rund 14%, Freiwilligenarbeit und auch hier waren die Beteiligungsquoten der älteren Kohorten der 50-69jährigen geringer als die der jüngeren. Betrachtet man allerdings die Zahl der von ihnen geleisteten Stunden, so fällt auf, dass jene 13% der Wiener Frauen zwischen 50 und 69 Jahren, die formelle Freiwilligenarbeit leisten, an die 5 Stunden für dieses Engagement aufwenden, und damit mehr als jede andere Gruppe in Wien (Meyer, More-Hollerweger und Rameder 2009). Somit stellt Freiwilligenarbeit in Wien für alte Menschen

zwar nur einen eher marginalen Aspekt ihres Alltags dar, dem aber einige, und insbesondere die Frauen unter ihnen, ein verhältnismäßig großes Zeitbudget widmen.

Das bedeutete allerdings nicht, dass die anderen Wiener SeniorInnen zu Beginn des 21. Jahrhunderts ihre Zeit nur müßig zugebracht hätten. Insgesamt gehörte Österreich im europaweiten Vergleich zu jenen Ländern, in denen ältere Menschen besonders nahe zu zumindest einem erwachsenen Kind lebten, zu dem sie sehr häufigen Kontakt hatten und entsprechend auch zu den Enkeln. So sahen 27,8% der 60-74jährigen Österreicher ihre Enkelkinder täglich und nahezu die Hälfte zumindest wöchentlich. Während die entsprechenden Prozentsätze in Wien zwar deutlich niedriger lagen, spielten auch hier die Großeltern zum Teil unverzichtbare Rollen beim Großziehen der Enkel, die Großmütter, in dem sie zumindest bis Ende ihrer 60er häufig die Enkelkinder hüteten, die Großväter, indem sie für notwendige Besorgungen zur Verfügung standen (BMSG 2003: 227).

Da mit zunehmendem Alter die ältere Generation eher auf der nehmenden denn auf der gebende Seite solcher gegenseitiger immaterieller Hilfeleistungen stand, erhielten insgesamt mehr österreichische SeniorInnen solche Hilfestellungen von den Jüngeren als sie diesen angedeihen ließen. Dagegen waren sie in allen Altersgruppen, also auch noch bei den Hochaltrigen, eindeutig die Gebenden, wenn es um finanzielle Transfers ging: laut einer Umfrage 2004 hatten über 25% der ÖsterreicherInnen ihren Kindern im vergangenen Jahr mit einer Summe von mehr als € 250 ausgeholfen, während nur ca. 4% eine vergleichbare Hilfe von ihren Kindern erhalten hatten (SHARE 2012: 17).

In Japan und in Tokyo hingegen wird der Freiwilligensektor zu einem Großteil von Hausfrauen einerseits und von SeniorInnen andererseits getragen. Einer Umfrage des japanischen Kabinettsbüros gemäß hatten 2011 47% aller über65jährigen Japaner im vergangenen Jahr eine Art der formellen Freiwilligenarbeit geleistet, zu einem überwiegenden Teil in der Leitung und Verwaltung der kommunalen Selbstverwaltung und öffentlicher NPOs, gefolgt von Aktivitäten zur Umweltverschönerung und zum Umweltschutz sowie zur Erhaltung der lokalen Traditionen und Kultur. 11,3% der über65jährigen Frauen, und immerhin 10,3% der Männer, engagierten sich darüber hinaus in der Altenbetreuung und -pflege. In diesem Sinn bewahrheitet sich immer mehr, was die japanische Gerontopsychologin Fujita Ayako (2007) mit dem Titel ihres Buches *Chōkōrei shakai wa kōreisha ga sasaeru. Nenrei sabetsu o koete sōzōteki oi e*, in deutscher Übersetzung so viel wie „Die überalterte Gesellschaft tragen die Senioren selbst“, unterstrichen hatte.

3.3. Freizeit

Noch in den 1970er Jahren zählten eher passive Formen wie Fernsehen, Radiohören oder Zeitunglesen zu den mit Abstand beliebtesten Freizeitgestaltungsweisen der älteren JapanerInnen, gefolgt von Hobbypflege für die Männer und Kontakt mit Enkelkindern und der Familie für die Frauen. Aktive Freizeitgestaltung in Form von Reisen, Bildung oder Sport praktizierten nur jeweils um die 10% (Linhart 1983: Tab. 2). Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hatte sich diese Situation stark geändert und das Freizeit-Weißbuch der Regierung sprach von der fortschreitenden „Seniorisierung der Freizeit“ (*yoka no shinia-ka*). Gemeint war, dass von 91 untersuchten Freizeitaktivitäten bereits 21 mehrheitlich von über50jährigen ausgeübt wurden, bei weiteren 10 die Ausübenden bereits zu über 45% von über50jährigen gestellt wurden, und zu diesen längst nicht mehr nur traditionell mit den Alten assoziierte Tätigkeiten gehörten. Zwar rangierte Gateball noch immer an erster Stelle im Sport, gefolgt aber von Golf, dem Training auf städtischen Golfübungsplätzen, dem Besuch von Fitnessstudios und Jogging. Zunehmend beliebt waren bei den Senioren aber auch ein bunter Mix aus traditionellen Künsten und modernen Tätigkeiten, wie Tanz und Gesellschaftstanz, die Gärtnerei, das Singen von Volksliedern ebenso wie die Mitwirkung in Chören, der Besuch von Theateraufführungen, Bergtouren, Wandern und Picknicken und allgemein Inlandsreisen. Bei den Auslandsreisen waren die Senioren auch auf dem Vormarsch: die über50jährigen machten 2006 49,3% aller Auslandsreisenden aus (SKSH 2006: 3). Seitdem Shopping auch zu einer Freizeitaktivität geworden ist, haben sich in Tokyo auch eigene Einkaufsmeilen für SeniorInnen etabliert. In Anlehnung an Harajuku, das Einkaufsmekka der jungen TokyoterInnen, als *obāchan no Harajuku*, das „Harajuku der Omas“ bezeichnet, hat sich etwa eine Einkaufsstraße in Sugamo auf SeniorInnen als Kunden spezialisiert, ein Angebot, das auch von zunehmenden Zahlen dieser Zielgruppe angenommen wird (Hirsch 2010). Obwohl in Wien eine entsprechende Einkaufsstraße für SeniorInnen nicht existiert, ist insgesamt das Freizeitmuster der älteren WienerInnen wohl sehr ähnlich.

4. Veränderte Altersbilder?

Überkommene Vorstellungen zeichneten sowohl in Japan (Koyano 1997) als auch in Österreich - eine neuere Studie bezeichnete eine Gruppe von Senioren, die so genannten „Zurückgezogenen“, als jene, die am ehesten dem Stereotyp des alten Menschen gerecht wird: resigniert, oft isoliert, krank, nicht mehr mobil und oft auch finanziell in einer prekären Situation (Fessel 2006) - ein ziemlich düsteres Bild des Alters als einer Zeit der Senilität, wenn nicht

gar der Bettlägerigkeit, und der Einsamkeit der allein Lebenden. In Wien war lange das Bild der einsamen alten Frau am Fenster, die in Ermangelung von Gesellschaft und anderer sinnvoller Tätigkeiten von da aus das Leben draußen entfremdet beobachtet bis missbilligend kommentiert, die Negativ-Ikone des Alters schlechthin. Bestenfalls waren die SeniorInnen auf die ihr von der Gesellschaft zuerkannte „Rolle einer genügsamen Generation [beschränkt], die nach einem arbeitsreichen Leben nun die kleinen Freuden des Lebensabends genießen kann - vor dem Fernseher, ausgestattet mit der Seniorenkarte der Bundesbahn und der unbändigen Vorfreude auf die Jahreshauptversammlung des örtlichen Gesangvereins - als kultureller Höhepunkt des Jahres“ (Arend o.J.).

In Österreich seit 2003 durchgeführte Umfragen ergaben statt dessen sich immer stärker differenzierende Lebensstile der Generation 50+ und der Seniorrentypen: neben den bereits erwähnten „Zurückgezogenen“, deren Anteil sich von 32% im Jahr 2003 auf 2% 2013 verringerte, zeichneten sich die Typen der verhältnismäßigen jungen „Flotten“, die oft noch berufstätig, meist gesund, aktiv und auch technologieinteressiert sind, der familienorientierten „Zufriedenen“, die ihr Alter trotz verhältnismäßig wenig Vermögen mit ausgeprägtem Interesse an ihren Kindern und Enkelkindern genießen, und schließlich der hauptsächlich urbanen und daher auch in Wien besonders häufig anzutreffenden „Neugierigen“, die selbstbewusst, gebildet, häufig aus der Mittel- bis Oberschicht sind und sich selbst verwirklichen wollen, ab (Fessel 2006; Österreichischer Seniorenbund 2013). Wenngleich diese Ergebnisse auch mit Vorsicht zu genießen sind, da die Umfrage von politischer Seite in Auftrag gegeben worden war und die Stichproben jeweils recht klein waren, so scheint doch ein Umbruch in den Lebensstilen vieler älterer Menschen stattzufinden.

Dennoch scheinen die Altersbilder nach wie vor relativ realitätsresistent zu sein. Ein gewisser Antrieb könnte hierbei von Werbung und Marketing ausgehen, die einerseits die SeniorInnen schon seit längerem als zumindest zum Teil betuchte Kundschaft ausgemacht haben und sie daher auch zunehmend ansprechen bzw. das Alter insgesamt thematisieren. Zwei europäische Werbekampagnen haben in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich gezogen.

Einerseits handelte es sich dabei um „Dove“-Werbekampagnen, die sich seit 2005 explizit nicht mehr länger einem von extrem jungen, teils unterernährten Modellen bestimmten Schönheitsideal verpflichtet wissen wollten, sondern auf Ausstrahlung und Persönlichkeit setzten und es erstmals wagten, nicht nur die „reife“ 40-50jährige Frau als Werbeträgerin für an diese Altersgruppe gerichtete Kosmetikprodukte zu zeigen, sondern unter dem Motto „Wrinkled? Wonderful?“ sowohl eine nackte, lang- aber grauhaarige Frau ins

Bild zu rücken ebenso wie ein Portrait der 96jährigen Irene Sinclair, die trotz ausgeprägter Falten, Altersflecken und eingefallenen Mundes den Betrachter mit dunklen, strahlenden Augen hinreißend anlächelte und hinsichtlich ihres eindeutigen Modebewusstseins und -gefühls wohl so manche jüngere in den Schatten zu stellen imstande war (Kühne 2005: 255-258).

Ebenfalls viel Beachtung fand ein Werbespot einer deutschen Optik-Firma, Fielmann, der auch im österreichischen Fernsehen zu sehen war. Er zeigte zwei ältere Männer beim Fischen. Etwas nachdenklich fragt der eine den anderen, ob er im Leben noch einmal alles gleich machen würde. Der andere runzelt die Stirn und antwortet nach einiger Überlegung mit ernster Miene: „Nicht ganz.“ Als er das Erschrecken des anderen sieht, fügt er allerdings mit einem verschmitzten Lächeln rasch hinzu: „Ich würde meine Brille gleich bei Fielmann kaufen!“ Der Spot spielt so geschickt mit dem Aufbau einer gewissen Spannung auch beim Rezipienten, indem er zunächst den durchaus bedrohlichen Eindruck eines älteren Mannes vermittelt, der mit seinem bisherigen Leben nicht zufrieden ist, der also die im Sinne Erikssons letzte Entwicklungsaufgabe im menschlichen Leben, das Erreichen von Ich-Integrität im Alter, nicht erfüllen würde können. Diese Spannung wird dann in Wohlgefallen zugunsten von Fielmann aufgelöst, als das Bedauern des Protagonisten nur eine Nebensache betrifft - nicht immer schon seine Brille bei Fielmann gekauft zu haben, und suggeriert damit dem Betrachter über Alters- oder Geschlechtergrenzen hinweg, dass Fielmann-Brillen-Träger eben zu den letztlich erfolgreichen zählen. Wenn auch männlich kodiert entwirft der Spot gleichzeitig ein neues Altersbild, das von Humor, Gelassenheit, Souveränität und Authentizität sowie einem naturverbundenen und genussreichen Lebensstil geprägt ist: „Alter“ wird so zur „inter-generational positiven Identitätsmarke“ (Koll-Stobbe 2005: 247).

Speziell in Wien waren vergleichbar selbstbewusste, ironisch gelassene New Agers zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf zahlreichen Werbeplakaten stark präsent, und nicht nur hauptsächlich in männlicher Kodierung. Ein Plakat der Wiener Linien, der städtischen öffentlichen Verkehrsmittel, zeigte zwei heitere ältere Damen, die in einem eleganten, großzügig ausgestatteten Schönheitssalon mit Gurkenmaske im Gesicht entspannen und sich sicher sind: „Beim Heimfahren wird uns wohl keiner mehr einen Platz anbieten.“ Selbstironisch besprechen die beiden Frauen, wie ihre Versuche, ihr Gesicht durch Kosmetik, aber auch hier auf Basis natürlicher Produkte, möglichst jung zu halten, sie eines der Vorteile des Alters, in den öffentlichen Verkehrsmitteln einen Platz angeboten zu bekommen, berauben wird. Gelassen sprechen sie über die teilweise Widersprüchlichkeit ihrer Verhaltensweise, sind aber selbstbewusst genug, um für ihr modisches Bewusstsein auf Vorzüge

des Alters getrost verzichten zu wollen. Während sie damit zwar durchaus geschlechtsspezifische Stereotype von der weiblichen Aufmerksamkeit für ihre äußere Erscheinung bedienen, führen sie umgekehrt immer noch gängige überkommene Stereotype von der Geschlechtslosigkeit von Frauen nach der Menopause ad absurdum. Dieses Werbeplakat wurde 2009 mit der „Senioren-Rose“, einem vom Österreichischen Seniorenbund verliehenen Medienpreis für die zeitgemäße Darstellung der Lebensrealitäten der Senioren, ausgezeichnet (Wiener Linien o.J.). Dies veranschaulicht einen weiteren Prozess, im Rahmen dessen auch SeniorInnenvertretungen in der Politik die gealterte Bevölkerung nicht mehr vorwiegend als eine schwache, und daher besonders schutzbedürftige, soziale Gruppe darstellen, sondern ganz im Gegenteil auch die vielen positiven Lebensrealitäten der Alten von der Gesellschaft wahrgenommen sehen wollen.

Auch in Japan ist in der jüngsten Vergangenheit ein verstärkter Trend zu registrieren, älteren Defizitmodellen des Alters positive Bilder eines aktiven und genussreichen Lebensabends gegenüberzustellen, getragen zum Teil auch hier von wirtschaftlichen Interessen, die japanische Firmen ein großes Segment der über65jährigen Bevölkerung als einkommensstarke Konsumentengruppe entdecken ließen. So lancierte der Verband der japanischen Warenhäuser (Nihon Hyakkaten Kyōkai) im Jahr 2002 den Begriff des *rokuju*, des „grünen Alters“ bzw. der „grünen Langlebigkeit“ für das Alter von 65 oder 66 Jahren nach japanischer Zählung. Der Begriff lehnte sich an Bezeichnungen für bestimmte Alter an, bei deren Erreichen traditionell Feiern zu Ehren der Betagten abgehalten und sie beschenkt werden, wie vor allem *kanreki* für 60, wenn sich die Kalenderzeichenkonfiguration des Geburtsjahres wiederholt, *kiju*, das glückliche Alter, für 77 (aufgrund der Tatsache, dass das Kanji *ki* in seiner kursiven Form wie ein Siebener über einem Zehner und einem Siebener aussieht) oder *beiju*, das Reialter, für 88 (das Kanji *bei*, Reis, hat einen Zehner in der Mitte und einen Achter oben und unten) und sollte zur Einführung einer ebensolchen Feier mit passenden Geschenken führen, was zum Teil auch eingetreten ist. Daneben stellte er aber auch im allgemeinen Bewusstsein eine Verbindung zwischen den zwar vielfach schon in die Rente eingetretenen, aber dennoch vitalen leicht über65jährigen und einem aktiven und naturverbundenen (grünen) Lebensstil, der im 21. Jahrhundert, dem „Jahrhundert der Umwelt“, durchaus auch in Japan dazu angetan ist, Alter als inter-generational positiv konnotierte „Marke“ zu positionieren. Dies unterstützen auch die Medien, die häufig etwa von älteren Ehepaaren berichten, die sich auf monatelange Fußtouren wie etwa auf die Pilgerroute zu den 88 Tempeln in Shikoku, selbstverständlich modernst ausgerüstet, begeben, oder aber auch aus den Städten entweder zeitweise oder ganz aufs Land übersiedeln, um

sich dort als Bauern zu versuchen oder zumindest einem naturverbundenen Lebensstil zu frönen.

Ein zweiter Trend, der insbesondere in der Werbung im Bereich des Sozialmarketing festzustellen ist, liegt darin, die Signifikanten des Defizitmodells des Alters einerseits überspitzt darzustellen, dabei aber gleichzeitig die emotionale Erlebnisfähigkeit der porträtierten Alten so zu betonen, dass der Rezipient kaum anders kann als Sympathie zu empfinden und damit auch eine positive Konnotation des Alters herbeigeführt wird. Neben einigen Beispielen aus dem deutschen Raum (Kühne 2005: 259-260) ist hier auf eine Plakatserie des Wiener Hospizes „Haus der Barmherzigkeit“ zu verweisen (Haus der Barmherzigkeit o.J.), die in den Jahren 2008-2009 mit Porträts in Nahaufnahme von stark vom Alter gezeichneten PatientInnen, die aber voll Selbstbewusstsein und ohne ihre Eigenheiten oder gar Eigenwilligkeiten zu verbergen, vor der Kamera saßen und Unabhängigkeit, Lebensfreude und -mut ausstrahlten, für Spenden warb (Abb. 1).

Auf emotionale Erlebnisfähigkeit, auch im hohen Alter, setzte das Plakat, das 2006 den Sonderpreis des 55. Werbewettbewerbs der *Asahi Shinbun* gewann. Von einer Immobilienfirma für die von ihr geführten „Hyldemoer“-Seniorenresidenzen mit Pflegeangebot in Auftrag gegeben, zeigte es das Porträt einer sehr betagten Frau, die sich in einer inter-generational Empathie hervorrufenden Geste vor Scham über ihren Liebeskummer die sehr faltigen und doch so ausdrucksstarken Hände vors Gesicht schlug (N.N. 2007) (Abb. 2). Das Motto „*karenai jinsei o*“, „ein Leben ohne Vertrocknen“, widersprach dabei ausdrücklich dem traditionellen Muster, das von den alten Menschen erwartete, dass sie *kareta*, wörtlich „vertrocknet“, sein, also alle Leidenschaften oder Wünsche hinter sich gelassen haben sollten.



Abb. 1 (links): Plakat des Wiener Hospizes „Haus der Barmherzigkeit“ aus den Jahren 2008-2009

Abb. 2 (rechts): Plakat für die „Hyldemoer“-Seniorenresidenzen, das 2006 den Sonderpreis des 55. Wettbewerbs der *Asahi Shinbun* gewann.

Literaturverzeichnis

Arend, Stefan

o.J. *Senioren in der Werbung - Werbung mit Senioren. Ein einzigartiges Archiv zum (ver)öffentlichten Altersbild* (<http://www.goldenagers.de/>, Zugriff am 14.10.2013)

BMSG (Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz) (Hg.)

2003 *Familienstrukturen und Familienbildung. Ergebnisse des Mikrozensus September 2001*. Wien: BMSG.

Conrad, Harald

2001 *The Japanese social security system in transition. An evaluation of current pension reforms*. Tokyo, Berlin: Deutsches Institut für Japanstudien (= Miscellanea 16)

Ehrke, Michael. 1995. „Alternde Gesellschaft und Beschäftigung“, Hans-Ulrich Klose (Hg.): *Japan ergraut*. Bonn: SPD-Parteivorstand (= *forum demographie und politik*, Heft 8), 83-109.

- Ernst, Angelika. 1995. „Karrieremuster, Beschäftigungssicherheit und Alter in Japan“, Hans-Ulrich Klose (Hg.): *Japan ergraut*. Bonn: SPD-Parteivorstand (= *forum demographie und politik*, Heft 8), 111-129.
- Fessel – GfK Sozialforschung
 2006 *SozFo-Highlights Mai 06: Ausgewählte Ergebnisse aktueller Studien der FESSEL-GfK Sozialforschung. Generation 50 plus 2006*. Wien (http://www.gfk.com/imperia/md/content/gfkaustria/pages/socialresearch/highlights_generation__50plus_2006.pdf, Zugriff am 14.10.2013).
- Fujita Ayako
 2007 *Chōkōrei shakai wa kōreisha ga sasaeru. Nenrei sabetsu o koete sōzōteki oi e*. [Die überalterte Gesellschaft tragen die Senioren selbst. Zu einem kreativen Altern ohne Altersdiskriminierung] Ōsaka: Ōsaka daigaku shuppankaiGodzik, Mar-
 ren
 2008 „Ruheständler als Lebenselixier? Ruhestandswanderung und lokale Neubele-
 bungsstrategien am Beispiel von Atami und Ishigaki“, Volker Elis und Ralph
 Lützel (Hg.): *Regionalentwicklung und regionale Disparitäten*. München: iudicium (= Japanstudien 20), 129-162.
- Haga, Kazue
 2009 „Gründungsdynamik in alternden Gesellschaften – das Beispiel Japan“, Maren
 Godzik (Hg.): *Altern in Japan*. München: iudicium (= Japanstudien 21), 163-196.
- Hashimoto, Akiko
 1996 *The Gift of Generations: Japanese and American Perspectives on Aging and the Social Contract*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Haus der Barmherzigkeit, Wien
 o.J. „Unsere Werbung. 2008. 2009“ (<http://www.hausderbarmherzigkeit.at/news-presse/unsere-werbung/2008/?L=ukpnaybqoogllje> und <http://www.hausderbarmherzigkeit.at/news-presse/unsere-werbung/2009/?L=ukpnaybqoogllje>, Zugriff am 15.10.2013)
- Hirsch, Margret Sabine
 2010 „*Sugamo - das Harajuku der Omas*“. *Ein Zufluchtsort nur für die Alten?* Wien: Universität Wien, Mag.-Arb.
- Hörl, Josef, Franz Kolland und Gerhard Majce
 2009 „Hochaltrigkeit in Österreich. Eine Bestandsaufnahme“, Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): *Hochaltrigkeit in Österreich. Eine Bestandsaufnahme*. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, 13-39.
- Koll-Stobbe, Amei
 2005 „Forever Young: Sprachliche Kodierungen von Jugend und Alter“, Heike Hartung (Hg.): *Alter und Geschlecht: Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s*. Bielefeld: transcript Verlag, 237-252.

Kōsei Rōdōshō

2006 *Shin seisaku taiei. Kihon mokuhyō* [Neues Maßnahmenpaket. Grundlegende Ziele] (<http://www.mhlw.go.jp/wp/seisaku/hyouka/kihonmokuhyou.html>)

Kōsei Rōdōshō, Daijin Kanbō Tōkei Jōhōbu

2007 Heisei 17nen shakai fukushi shisetsu-tō chōsa kekka no gaikyō [Übersicht der Ergebnisse der Studie zu den Wohlfahrtseinrichtungen 2005. (<http://www.mhlw.go.jp/toukei/saikin/hw/fukushi/05/kekka1-7.html>, Zugriff am 8.10.2013)]

Koyano Wataru

1997 „Myths and Facts of Aging in Japan“, Susanne Formanek und Sepp Linhart (Hg.): *Aging. Asian Concepts and Experiences Past and Present*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (= Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens 20), 213-229.

Kühne, Bärbel

2005 „Wrinkled ... Wonderful? Eine semiotische Erkundung neuer Altersbilder in der Werbung“, Heike Hartung (Hg.): *Alter und Geschlecht: Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s*. Bielefeld: transcript Verlag, 253-276

Linhart, Sepp

1983 *Organisationsformen alter Menschen in Japan. Selbstverwirklichung durch Hobbies, Weiterbildung, Arbeit*. Wien: Institut für Japanologie (= Beiträge zur Japanologie 19).

1999 „Die Auswirkungen der Alterung der Bevölkerung auf gesellschaftliche Institutionen in Japan“. In: *Gesellschaftlicher Wandel Japans in den 90er Jahren*, hg. von Sepp Linhart. Wien: AIAS, Arbeitsgemeinschaft für Interdisziplinäre Sozialforschung (= *Angewandte Sozialforschung* 21/1-2), 61-71.

Meyer, Michael, Eva More-Hollerweger und Paul Rameder

2009 „Freiwilligenarbeit im Alter. Entwicklungstendenzen aus Sicht der Praxis“, Edeltraud Hanappi-Egger (Hg.): *Ageing Society: Altern in der Stadt: aktuelle Trends und ihre Bedeutung für die strategische Stadtentwicklung*. Wien: facultas.wuv / maudrich, 439-482

N.N.

2007 „Dai55kai Asahi kōkoku-shō o kangaete miru. [Nachdenken über den 55. Werbungswettbewerb der Asahi Shinbun.] No.4 (<http://ameblo.jp/yamacomemo/theme-10002940635.html>, Zugriff am 15.10.2013)

2009 „Milliarden-Umverteilung. 2,2 Millionen Pensionen: Österreich hat eines der teuersten Pensionssysteme der OECD-Staaten“, *Profil* 40/35 vom 24. August 2009, 17

Naikakufu

2012 *Heisei 24nen-han. Kōrei shakai hakusho (Gaiyō-han). 2 Kōreisha no shakaiteki na katsudō (borantia katsudō)* [Ausgabe 2012. Weißbuch zur gealterten Gesellschaft (Zusammenfassung). 2 Freiwilligentätigkeit der SeniorInnen]. Naikakufu (http://www8.cao.go.jp/kourei/whitepaper/w-2012/gaiyou/s1_4_2.html, Zugriff am 14.10.2013)

Österreichischer Seniorenbund

2013 „Seniorenbund-Bundestag IV: Khol: Die Erfolgsbilanz des Österreichischen Seniorenbundes 2009 - 2013“

(http://www.seniorenbund.at/index.php?id=21&tx_news_pi1%5Bnews%5D=1063&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&tx_news_pi1%5Bday%5D=6&tx_news_pi1%5Bmonth%5D=9&tx_news_pi1%5Byear%5D=2013&cHash=7d1e65499675990dfd85b674202939d9, Zugriff am 14.10.2013)

Palmore, Erdman B.

1975 *The Honorable Elders: Cross-Cultural Analysis of Aging in Japan*. Durham, N.C.: Duke University Press.

Palmore, Erdman B., und Daisaku Maeda

1985 *The honorable elders revisited*. Durham, N.C.: Duke University Press.

Paulsen, Carolina

2009 „Arbeiten bis ins hohe Alter: Institutionelle und nicht-institutionelle Einflüsse auf das Erwerbsverhalten älterer Menschen in Japan“, Maren Godzik (Hg.): *Altern in Japan*. München: iudicium (= Japanstudien 21), 125-161.

SHARE

2012 *SHARE. Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe*. Munich: Max Planck Institute for Social Law and Social Policy / Munich Center for the Economics of Aging (MEA) (http://share-dev.mpsoc.mpg.de/fileadmin/SHARE_Brochure/share_broschuere_web_final.pdf, Zugriff am 9.10.2013)

SKSH (= Shakai Keizai Seisansei Honbu, Yoka Sōken)

2006 *Rejā-hakusho 2006. Dankon sedai, 2007nen mondai to yoka no shōrai. Kantō yōyaku* [Freizeit-Weißbuch 2006. Die Baby-Boomer-Generation, das Problem des Jahres 2007 und die Zukunft der Freizeit. Zusammenfassungen an den Kapitelfanfängen] Shakai Keizai Seisansei Honbu, Yoka Sōken (<http://activity.jpc-net.jp/detail/yoka/activity000625/attached.pdf>, Zugriff am 15.10.2013)

Sōmushō, Tōkeikyoku

2009 *Tōkei kara mita wagakuni no kōreisha. „Keirō no hi“ ni chinande* [Japans Senioren aus der Perspektive der Statistik. Anlässlich des Tags der Altenehring] (= Tōkei topikkusu No.41) (<http://www.stat.go.jp/data/topics/topi410.htm>, Zugriff am 20.9.2013)

2010a *Heisei 21nen zenkoku shōhi jittai chōsa. Futari ijō no setai no kakei shūshi oyobi chochiku, fusai ni kansuru kekka no yōyaku* [Landesweite Untersuchung zum Konsumverhalten 2009. Zusammenfassung der Ergebnisse zu Haushaltsbudget, Ersparnissen und Schulden von Zwei- und Mehrpersonenhaushalten] (<http://www.stat.go.jp/data/zensho/2009/hutari/yoyaku.htm>, Zugriff am 9.9.2013)

- 2010b *Heisei 21nen zenkoku shōhi jittai chōsa. Tanshin setai no kakei shūhi oyobi chochiku, fusai ni kansuru kekka no gaiyō* [Landesweite Untersuchung zum Konsumverhalten 2009. Übersicht über die Ergebnisse zu Haushaltsbudget, Ersparnissen und Schulden von Einpersonenhaushalten] (<http://www.stat.go.jp/data/zensho/2009/tanshin/pdf/gaiyo4.pdf>, Zugriff am 9.9.2013)
- Stadt Wien, Bereichsleitung für Strukturentwicklung / Gesundheitsförderung und Gesundheitsberichterstattung (Hg.)
- 2007 *Altern in Gesundheit / Vienna Healthy Ageing Profile*. (http://www.vwl.tuwien.ac.at/hanappi/AgeSo/secReps/healthy-ageing_StadtWien.pdf, Zugriff am 25.07.2013)
- Stadt Wien, Magistratsabteilung 15 / Gesundheitsdienste (Hg.)
- 2011 *Gesundheitsbericht 2010*. Wien.
Statistik Austria
- 2012 *Demographisches Jahrbuch 2011*. (https://www.statistik.at/dynamic/wcmsprod/idecplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&dID=132006&dDocName=068697, Zugriff am 20.9.2013)
- Stitzel, Andrea, Florian Buchner und Herbert Janig
- o.J. Pflegeversicherungen im Vergleich: Deutschland und Japan. (http://www.sozialversicherung.at/mediaDB/MMDB143827_Janig_Pflege_Japan-Deutschland.pdf)
- Tōkyō-to sōmu-kyoku tōkei-bu
- 2009 Dai 15shō Kōreisha jinkō [Kapitel 15. Altenbevölkerung] (<http://www.toukei.metro.tokyo.jp/tjinko/2009/to09tf15.pdf>, Zugriff am 25.07.2013)
- Tokyo Metropolitan Government
- 2009 Heisei 21nen „Keirō no hi ni chinanda kōreisha jinkō (suikei)“ ni tsuite [Über die „Altenbevölkerung anlässlich des Tages der Altenehrung (Schätzung)“ 2009] <http://www.metro.tokyo.jp/INET/CHOUSA/2009/09/60j9a100.htm>, Zugriff am 25.07.2013)
- Wiener Linien
- o.J. „Wiener Linien Sujet wird ausgezeichnet“ (<http://www.wienerlinien.at/eportal/ep/contentView.do?contentTypeId=1001&channelId=-26075&programId=9419&pageTypeId=9081&contentId=22556>, Zugriff am 15.10.2013)
- Yamada Takeshi
- o.J. Jinkō bōnasu to 2012nen mondai ni tsuite [Zu Bevölkerungsbonus und dem Problem des Jahres 2012], *Kanteigan* 92 (<http://www.nsk-network.co.jp/k091026.html#>, Zugriff am 8.10.2013)

Zweiter Teil:

LITERATUR UND THEATER

HARA MICHIO

Die gegenwärtige Situation des traditionellen Schauspiels und die kommenden Aufgaben: Die Situation des Kabuki-Theaters

Einleitung

Man kann sagen, dass sich die diversen Genres des traditionellen japanischen Schauspiels (*nō*, *kyōgen*, *bunraku*, *kabuki*) in letzter Zeit in einer Phase des Aufschwungs befinden. Jedes dieser Genres verzeichnet eine hohe Zahl an öffentlichen Aufführungen. Darüber hinaus ist der Antrug der Zuschauer bei den einzelnen Aufführungen so groß, dass sich der Erwerb einer Eintrittskarte im Vorverkauf mitunter als schwierig erweist. Ferner wird in den Medien gern die Darstellungskunst der auftretenden Schauspieler analysiert und es kommt nicht selten vor, dass ihre Leistungen auf der Bühne besondere Würdigung finden. Jedoch stellt sich die Frage, ob die soeben beschriebene Situation, die auf den ersten Blick den Eindruck eines Aufblühens des traditionellen Schauspiels erweckt, bedingungslos als etwas auch in Zukunft Andauerndes angenommen werden kann. Im Folgenden möchte ich diese Frage mit einem Fokus auf das Kabuki-Theater erörtern, welches ein zentrales Element der traditionellen japanischen Schauspielkunst darstellt und darüber hinaus gegenwärtig eine äußerst erfreuliche Entwicklung zu zeigen scheint.

Das Aufblühen der Bühnenkunst

Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird Kabuki gegenwärtig von etwas mehr als 300 Profi-Schauspielern aufgeführt, die dem Veranstaltungsunternehmen Shōchiku angehören. Für gewöhnlich treten diese Schauspieler in den von Shōchiku organisierten Aufführungen in den verschiedenen gewerblichen Theatern bzw. angemieteten Sälen in den Großstädten, wie Tokyo, Kyōto, Ōsaka, Nagoya oder Fukuoka, auf. Grundsätzlich finden regelmäßig Aufführungen an 25 Tagen im Monat statt, dazu kommen die vom Nationaltheater in Tokyo eigens produzierten Stücke, die über einige Monate im Jahr stattfinden. Dass die Grundlage des ökonomischen Fortbestands auf diese Weise ausschließlich von gewinnorientierten Veranstaltungen abhängt, ist unter den traditionellen japanischen Schauspielen ein dem Kabuki eigenes Charakteristikum. Aus diesem Grund fand sich das Kabuki, im Unterschied zu den anderen traditionellen Schauspielkünsten, stets mit der Situation konfrontiert, be-

sonderes Augenmerk auf die Vorführungsleistungen legen zu müssen. Daher befindet sich das Kabuki jetzt in der Situation, dass es durch die Geschäftspolitik der Shōchiku-Aktiengesellschaft als Kernträger gewaltige Einschränkungen hinnehmen muss.

Selbstverständlich kann man mühelos daraus folgern, dass dieser grundlegende Zustand, bei jeder einzelnen Aufführung vorrangig auf die finanzielle Bilanz Rücksicht zu nehmen, bei dem Wandel der Qualität des Kabuki seit der Neuzeit unerwünschte Auswirkungen hatte. Andererseits jedoch darf man nicht außer Acht lassen, dass sich diese Umstände auf das Fortbestehen des Genres Kabuki an sich nicht immer negativ ausgewirkt haben, sondern es auch Aspekte gab, bei denen dies eine positive Rolle spielte.

Folglich wäre an dieser Stelle konsequenterweise eine Untersuchung solcher Fragen auf grundlegender Ebene angebracht, doch möchte ich mich in diesem Bericht nicht zu intensiv mit diesen befassen, und es vorerst damit bewenden lassen, nur die heutige Situation des Kabuki vorzustellen, das sich in letzter Zeit - zumindest was die letzten Jahre seit dem Ende des 20. Jahrhunderts betrifft - hoher Besucherzahlen in den Kabuki-Theatern erfreut und in Hinblick auf die Aufführungen eine gute Stimmung aufrecht erhält.

Die Einflussnahme externer Faktoren auf das Theater

Welche Faktoren haben nun dazu beigetragen, dass das gegenwärtige Kabuki-Theater einen solchen Erfolg verzeichnet? Selbstverständlich sollte diesbezüglich der Nachweis, ob die aufgeführten Vorstellungen attraktiv sind oder nicht, als Basis dienen, doch unabhängig davon spielen besonders im Falle des Kabuki externe Faktoren, auch im Zusammenhang mit den eingangs erwähnten Umständen, für den Erfolg der Aufführungen eine ausschlaggebende Rolle. Daher möchte ich an dieser Stelle damit beginnen, einige der als relevant erscheinenden Faktoren ohne bestimmte Reihenfolge anzuführen.

Was einem diesbezüglich selbstverständlich als erstes in den Sinn kommt, sind die zahlreichen Bemühungen des Veranstaltungsunternehmens Shōchiku, Besucher anzulocken. Selbstverständlich konnte Shōchiku durch die im Laufe der über hundert Jahre gesammelten Erfahrungen ein beträchtliches Know-How akkumulieren und es gelang ihm mittels geschickter Ausbildung der angestellten Schauspieler und mittels des Personalmanagements, wie des Anwerbens von jungen Stars, seltener gemeinsamer Auftritte von populären Schauspielern etc., stets Erfolge in der Erweiterung einer breit gefächerten Publikumsschicht zu verzeichnen.

Als hervorstechendste Methode ist hier wohl die Planung von Aufführungen zu nennen, die leicht zum öffentlichen Gespräch werdende Themen zum

Titel erheben, wie zum Beispiel Sonderaufführungen anlässlich von Namensverleihungen, bei denen aufstrebende oder erfahrene Darsteller den Schauspielernamen der Eltern oder des Lehrmeisters übernehmen, oder Aufführungen, die im Gedenken an bereits verstorbene Stars stattfinden. Ferner gibt es unter dem von Shōchiku strikt verfolgten Geschäftsbestreben ein bedeutendes Element. Dies sind Werbeaktionen für Touristengruppen, die mittels Kooperation mit Kundenbetreuern in Einkaufsstraßen, Tourplänen von Reisebüros oder anderen Industriezweigen bzw. regionalen Gruppierungen, Besucher anlocken. Diese Methode ist einerseits in puncto Sicherung einer bestimmten Anzahl von Besuchern als äußerst effektiv zu betrachten und obwohl andererseits das schlechte Benehmen der Zuschauer bei diesen Aufführungen kritisiert wird, stellt dies aus Veranstaltungssicht eine Dynamik dar, die nicht außer Acht gelassen werden kann.

Im Bewusstsein des durchschnittlichen Japaners existiert – im Großen und Ganzen – auch heute noch ein gewisser Respekt gegenüber dem Kabuki und der Akt, dieses im Theater zu besichtigen, beinhaltet im Vergleich zum Konsum von Musikshows diverser Popsänger den Aspekt, dass Kabuki als Vergnügungsaktivität geschätzt wird, welche dem Anspruch und dem Verlangen nach Hochkultur entspricht. Man kann dies als Beispiel dafür sehen, dass solche Vorlieben des Volkes von Seiten des Veranstalters geschickt aufgegriffen und instrumentalisiert werden.

Als zweiter überlegenswerter externer Faktor kann wohl der Umstand genannt werden, dass in jüngster Zeit, und besonders unter jungen Menschen, sich das Bewusstsein bezüglich dem eigenen Land und der klassischen Kultur erheblich gewandelt hat. Bei den jungen Menschen sind das Unbehagen an und die Ablehnung gegenüber allem Vormodernen – insbesondere Feudalzeitlichem –, was die Generationen davor noch in sich trugen, kaum noch vorzufinden. Vielmehr erweckt es den Anschein, dass eine willige und bedingungslose Haltung in der Rezeption von traditionellen Elementen vorherrscht und zeitweise sogar die Sehnsucht nach etwas, was die Gegenwart vergessen lässt, zum Vorschein kommt. Diese Tendenz der Wiederkehr der Tradition – so könnte man sagen – erstreckt sich über das traditionelle Schauspiel, allen voran das Kabuki, das *rakugo*, die klassische japanische Musik und über die Populärkultur der Edo-Zeit als Ganzem, und es formiert sich die Basis eines sogenannten „Edo-Booms“.

Als dritten Faktor kann man auf die positive Rezeption der Massenmedien hinweisen, die zeitweise sogar den Anschein einer Kritiklosigkeit gegenüber jeglichem Traditionellem erwecken. Selbstverständlich darf man hier den Wechselwirkungsaspekt nicht außer Acht lassen, da gerade die Medien auf den Zug der oben genannten Tendenz zur Liebe der klassischen Kultur

aufspringen. Nichtsdestotrotz ist es Tatsache, dass in letzter Zeit die Fälle, in denen das Kabuki in der Ton- und Bildindustrie, wie Publikationen, Rundfunk und CDs oder DVDs, aufgegriffen wird, im Vergleich zu bisher um ein gewaltiges Maß zugenommen haben. Auch hier wird Kabuki immer mehr als etwas mit Marktwert anerkannt. Jedenfalls wird auch im Falle dieser Massenmedien beinahe durchwegs die aufklärerische Haltung eingenommen, die - immer mit einem Scheinwerfer auf einem Star-Schauspieler - vermittelt, wie leicht es für einen modernen Menschen ist, klassische Kultur zu verstehen und sich daran zu erfreuen. Ebenfalls lässt nun die in letzter Zeit häufig auftretende Erscheinung von Auftritten junger Kabuki-Schauspieler als Comicfiguren verkleidet in Fernsehsendungen für Klein- und Schulkinder vermuten, dass diese einen großen Beitrag für die Schaffung eines Vertrautheitsgefühls zu ihnen bzw. dem Genre als Ganzes leistet.

Die Perfektion der Schauspieltechnik bei den führenden Schauspielern

Nun hat sich die Reihenfolge etwas geändert, aber ich möchte an dieser Stelle das Thema wieder auf mein ursprüngliches Anliegen zurückführen. Dabei muss besonders der Punkt erwähnt werden, dass an der Basis der Erscheinung des Gedeihens des Kabuki-Theaters, welches ich bisher beschrieben habe, die äußerst vollkommene Kunstfertigkeit der bedeutenden Schauspieler, die das Kabuki stützen, liegt und ein in jüngerer Zeit nicht da gewesenes hohes Niveau erreicht wurde. Dies ist in der Tat für das Kabuki ein Umstand, zu dem man ihm gratulieren muss.

Gegenwärtig können als repräsentative Schauspieler, die eine bedeutende Rolle spielen und zu den substanziellen Kernträgern des Kabuki zählen, Matsumoto Kōshirō IX., Onoe Kikugorō VII., Kataoka Nizaemon XV., Nakamura Kichimon II., Ichikawa Danjūrō XII., und Bandō Tamasaburō V. genannt werden. Sie befinden sich alle, wenn man vom eher jüngeren Tamasaburō absieht, in ihren 60er Jahren, also in der Blütezeit als Kabuki-Schauspieler und sie haben sich darüber hinaus eine Fülle an Schauspieltechniken angeeignet, sodass sie durch ihre hervorragende Bühnenleistung bei jeder einzelnen Auf-führung zahlreichen Besuchern einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen.

Wie allgemein bekannt, vollbrachte das Kabuki im Laufe der Modernisierung nach der Meiji-Restauration, die die gesamte Gesellschaft beeinflusste, durch die Erfolge der selbstbewussten Bemühungen der berühmten Schauspieler wie Ichikawa Danjūrō IX. und Onoe Kikugorō V. in der Meiji-Zeit, gefolgt von Onoe Kikugorō VI. und Nakamura Kichimon I. in der frühen Shōwa-Zeit, über zwei Generationen die Formierung des sogenannten „mo-

dernen Kabuki“, indem sie das neue Menschenbild und einen neuen Schauspielstil einbrachten, gleichzeitig aber auch die edozeitlichen Besonderheiten beibehielten, und es gelang ihnen damit, die Herzen des Publikums zu dieser Zeit für sich zu gewinnen.

Die vorher aufgezählten Kern-Schauspieler in ihren 60er Jahren gehören übrigens zur Enkelgeneration Kikugorōs und Kichimons (in der Regel als Kiku (菊) bzw. Kichi (吉) abgekürzt). Daher sind sie sozusagen die vierte Generation der Kabuki-Schauspieler in der Moderne und man kann sagen, dass die qualitativen Elemente des modernen Kabuki über ihre Eltern, also die dritte Generation von Kiku und Kichi (diese haben einen großen Beitrag für das Aufblühen des Kabuki in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg geleistet), gewissenhaft überliefert wurden, diese heute zu einem vollendeten Aufblühen gelangen und daher ein wie oben beschriebenes Gedeihen hervorbringen. Gegenwärtig sind besonders die Darstellungskunst und Aufführungstechnik Kichimons II. hervorzuheben.

Auch unter den älteren von ihnen, die sich gegenwärtig in ihren 70er Jahren befinden, erfreuen sich die Profis, wie Nakamura Shikan VII., Nakamura Tomijūrō V., Sakata Tōjūrō IV. oder Sawamura Tanosuke VI., die zu sogenannten „lebenden Staatsschätzen“ (ningen kokuhō) erhoben wurden, einer guten Gesundheit und andererseits findet bei den Jüngeren in ihren 50er Jahren, darunter Nakamura Kansaburō XVIII., Bandō Mitsugorō X., Nakamura Fukusuke IX. usw. sowie bei den populären Nachwuchsschauspielern der noch 20 Jahre jüngeren Generation, allen voran Ichikawa Ebizō XI., ein gesundes Wettstreiten untereinander statt. Diese Vielschichtigkeit der Schauspieler kann durchaus als bedeutender Faktor für das gegenwärtige Gedeihen betrachtet werden. Bei den führenden und jüngeren Schauspielern kann von der äußerst traditionsbewussten Überlieferung der Schauspielkunst von Mitsugorō X. erwartet werden, dass diese eine besonders wertvolle Rolle für die Zukunft des Kabukis spielen wird.

Die Herausforderung wagemutiger Reformversuche

Das Kabuki als Schauspiel eignete sich im Laufe der langen Geschichte seit Anfang des 17. Jahrhunderts von selbst den klassischen Charakter an und als Resultat dessen ist es ein Genre, dem viele traditionelle Normen inhärent sind, die es wert sind überliefert zu werden. Andererseits reagierte das Kabuki seit seiner Entstehungszeit vor über 400 Jahren, in Anbetracht der Tatsache, dass die Absicht, bewusst eine rebellische Haltung gegenüber der damals als rechtmäßig erachteten Ästhetik und Weltanschauung einzunehmen, einen wichtigen Beweggrund darstellte, stets sensibel auf die Denkweise und die Neigungen

der Menschen der jeweiligen Zeit, sodass das Kabuki die besondere Eigenschaft besaß, öfters wagemutige Verwandlungen zu durchleben. Daher haben über alle Epochen hinweg bis heute zahlreiche eifrige Schauspieler, die die Situation des Kabuki als unzufriedenstellend empfanden, mit der Absicht das Kabuki zu reformieren, verschiedene Versuche unternommen und es muss wohl nicht nochmals erwähnt werden, dass ihre Handlungen einen großen Beitrag zum Aufblühen des Kabuki in den jeweiligen Epochen geleistet haben.

Als hierfür gegenwärtig besonders relevanten Schauspieler wäre es angemessen Ichikawa Ennosuke III. zu erwähnen, der bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit seinen besonders vielfältigen Aktivitäten, wie der Neuerschaffung des Super-Kabuki, basierend auf äußerst originellen Ideen, dauerhaft der Welt des Kabuki wirkungsvolle Anreize gab und gleichzeitig die Besucherschicht erweiterte. Da er jedoch bedauerlicherweise zur Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht auftritt, möchte ich an dieser Stelle Kansaburō XVIII. als ebenbürtigen repräsentativen Schauspieler vorstellen. Ursprünglich wurde er als Kind einer berühmten Familie geboren und ist Enkel von Kikugorō VI. und Neffe von Kichiemon I. Seit dem frühen Kindesalter zog er durch seine unvergleichliche Begabung und Genauigkeit seiner Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich und man erwartete, dass er zu einem Schauspieler wahrer Größe heranwachsen würde. Heute, in seinen 50ern, zählt er als Profi, der sich das traditionelle klassische Schauspiel zu eigen gemacht hat, zu einem der Schauspieler, die das Kabuki anführen. Jedoch gibt er sich mit seiner eigenen Situation nicht zufrieden, sodass er seit Mitte der 1990er Jahre, mit dem Versuch die edozeitliche Theateratmosphäre im Kabuki wieder aufleben zu lassen, im bereits existierenden Theatre Cocoon in Shibuya eine spezielle Bühne errichten ließ, darüber hinaus die mobile Bühne Heisei Nakamura entwarf, die bei jeder einzelnen Aufführung neu aufgebaut wird, und er konnte das bahnbrechende Vorhaben realisieren, nicht nur in Japan, sondern auch nach New York zu expandieren. Dazu strebte er gleichzeitig die Zusammenarbeit mit Regisseuren wie Kushida Kazuyoshi, Noda Hideki, Ninagawa Yukio usw. an, die in Japan an vorderster Front tätig sind und er sammelt auch Erfahrungen in der Suche nach neuen Möglichkeiten für das Kabuki, indem er sich für eine Neuentdeckung der ursprünglich klassischen Dramen mittels Verschmelzung von Neuinterpretation der Stücke und einer dynamischen Bühnendarstellung, die auch avantgardistische Stile mit einbezieht, bemüht. Auch wenn diese Versuche zurzeit einen bestimmten Erfolg erzielen, kann man andererseits die Mängel nicht abstreiten, dass ein einseitiger Fokus auf den Performance- und Spektakel-Charakter des Kabuki gelegt wird. Jedoch erfreuen sich diese Vorhaben einer großen Wertschätzung, da in diese auch eine hohe Erwartung für die künftige Entwicklung des Kabuki gesetzt wird.

Zukünftige Aufgaben

Zuletzt möchte ich einige Punkte, die für die Zukunft des Kabuki relevant sind, in verkürzter Form auflisten. Als erstes kann die Frage aufgeworfen werden, ob es möglich sein wird in der derzeit weltweit herrschenden Rezession, als externer Faktor, die bisherigen Aufführungserfolge aufrecht zu erhalten. Glücklicherweise wird behauptet, dass dessen Auswirkungen noch nicht besonders zum Vorschein kommen, jedoch scheint die Tendenz der Abnahme an Zuschauern allmählich aufzufallen und wenn sich diese fortsetzt, wird der Erfolg der Anziehungskraft der Bühne kein Garant für das stete Anlocken von Zuschauern sein. Welche Maßnahmen gegenüber der in absehbarer Zeit eintreffenden finanziellen Schwierigkeiten getroffen werden können, dürfte zurzeit die größte Herausforderung sein.

Zweitens stellt sich in Bezug auf das relativ hohe Niveau der gegenwärtigen Überlieferung der Schauspieltechnik das Problem, dass die einzelnen bedeutenden Schauspieler dazu neigen, bei den Aufführungen wiederholt jene Stücke zu spielen, auf die sie spezialisiert sind und daher eine kontinuierliche Abnahme des Repertoires der exzellenten klassischen Werke zu beobachten ist. Es dürfte allgemein bekannt sein, dass es kein leichtes Unterfangen ist, die klassischen Werke, deren Überlieferung bereits einmal unterbrochen wurde, wieder aufleben zu lassen.

Drittens stellt die Personalstruktur, als Defizit des Erbschaftssystems, im Gegensatz zur oben erwähnten Vielschichtigkeit der Kinder aus berühmten Familien, die die Hauptrollen spielen, der chronische Mangel an nachfolgenden Schauspielern, welche die Nebenrollen übernehmen, sowie an zahlreichen Hilfskräften, die für die verschiedenen Begleitinstrumente, die Kulisse, Requisiten etc. zuständig sind und somit die Bühnenausstattung stützen, für das Fortbestehen des Kabuki bereits jetzt das akuteste Problem dar.

Als vierten Punkt, der hier nicht behandelt werden konnte, kann man den Aspekt der gegenwärtig in auffälliger Weise schwächer werdenden Kritik des Theater-Journalismus nennen. Dies stellt ebenfalls keinen begrüßenswerten Umstand für die Zukunft des Kabuki dar.

Abschließend möchte ich noch einen fünften Punkt anführen. Das Kabuki-Theater unterlag von seinem Entstehen an, durch die Edo-Zeit hinweg, wie es auch bei anderen darstellenden Künsten der Fall war, einer starken Diskriminierung nach dem Stand. Jedoch ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass entgegen solch unglücklicher Umstände ein dem Kabuki eigener Sinn für Ästhetik und ein eigenes Menschenbild hervorgebracht wurden, welche tief in der Realität der edozeitlichen Populärkultur verwurzelt sind und an deren Basis das querdenkende rebellische Wesen der Beteiligten steht. Doch muss man

zugeben, dass diese Situation der Diskriminierung in der Moderne, auch wenn sich eine allmählich abnehmende Tendenz zeigte, bis zum Zweiten Weltkrieg fortbestand. Im Gegensatz dazu existiert bei den heutigen jungen Schauspielern von Anfang an keine solche Diskriminierung; im Gegenteil, es zeigt sich die Tendenz zu einer Haltung gegenüber dem Kabuki, in der sich die Schauspieler als Überlieferer einer wertvollen klassischen Kunst fühlen und sich dem Kabuki als ihr eigenes Gewerbe ohne jegliche Zweifel widmen. Gewiss stellt dies für ihre Situation aus der Perspektive der Menschenrechte eine erfreuliche Tatsache dar. Aus Sicht des Niveaus des Kabuki als Ausdruckskunst, dürfte diesbezüglich jedoch ein neues Selbstbewusstsein nötig sein.

Nachtrag

Dieser Aufsatz basiert auf einem 2009 an der Universität Wien gehaltenen Vortrag. Von den darin erwähnten Schauspielern sind inzwischen folgende verstorben:

Nakamura Tomijuro V. am 3. Januar 2011

Nakamura Shikan VII. am 10. Oktober 2011

Nakamura Kanasaburo XVIII am 5. Dezember 2012

Ichikawa Danjuro XII. am 3. Februar 2013

Inzwischen kam es auch zu folgender Übernahme eines Namens:

Aus Ichikawa Ennosuke III. wurde Ichikawa Enō

SOMIYA TOMOKO

Der Taugenichts als Revolutionär des 21. Jahrhunderts? Zur Diskussion über die NEET-Literatur

Die NEET-Diskussion in Japan

Mit dem Begriff NEET, N-E-E-T, der Abkürzung des englischen Ausdrucks „Not in Employment, Education or Training“, bezeichnet man in Japan junge Menschen zwischen 15 und 34 Jahren, die keinen festen Arbeitsplatz haben und sich weder in einer Aus- noch Weiterbildung befinden. Der Begriff wurde durch das Buch des japanischen Wirtschaftswissenschaftlers Genda Yūji *Niito – fritā demo shitsugyōsha demo naku (NEET – weder Freeter noch Arbeitslose)*, das 2004 zum Bestseller avancierte, in der Öffentlichkeit verbreitet (Genda und Maganuma 2004). Ursprünglich entstand der Begriff in den späten neunziger Jahren in Großbritannien innerhalb der arbeitspolitischen Diskussion, um die Jugendlichen statistisch zu klassifizieren. NEET ist also im Grunde genommen ein Klassifikationsbegriff aus der Arbeitspolitik, aber in Japan wurde die Bedeutung des Wortes stark ausgeweitet und ruft ein eher negatives Bild von jungen Menschen hervor, die weder arbeiten noch zur Schule oder Universität gehen und überdies keine Lust dazu haben. Für die japanische Regierung bilden die NEETs ein soziales Problem, das das Sozialsystem voraussichtlich negativ beeinflussen wird. Sie hat deswegen verschiedene Gegenmaßnahmen eingeleitet, wie z. B. Schülerpraktika in den Betrieben. Die Schüler sollen dadurch den Sinn der Arbeit begreifen, um künftig Beschäftigungen nachgehen können.

Doch diese Problematisierung der NEETs von der politischen Seite her löste heikle Diskussionen in verschiedenen Bereichen aus. Etwa ein Jahr, nachdem der Begriff durch Genda Yūji bekanntgemacht worden war, erschien das Buch *Niito 'te yū na! (Sagt nicht ‚NEET‘!)* der beiden Soziologen Honda Yuki und Naitō Asao (Honda u. a. 2006). Die Verfasser führen das NEET-Problem nicht auf die Mentalität der jungen Menschen, sondern auf die Wirtschaftskrise zurück. Zu allen Zeiten hätten sogenannte Nichtsnutze oder Taugenichtse gelebt, wie die NEETs der Gegenwart. Die Regierung versuche, mit diesem Begriff NEET die Schuld an der Arbeitslosigkeit junger Menschen auf ihre Lustlosigkeit und ihre Verwöhnung durch die Eltern abzuwälzen, schreibt Naitō.

Das sind die zwei bekanntesten Bücher in der NEET-Diskussion, aber auch von geisteswissenschaftlicher Seite publizierten die Fachzeitschriften *Yuriika* (Heureka) und *Daikōkai* (Ozeanüberquerung) im Jahr 2006 Themenhefte zu den NEET, in denen sich mehrere Schriftsteller, Psychologen, Literaturwissenschaftler und Anthropologen damit beschäftigten.¹ Interessanterweise behaupten fast alle Autoren in *Daikōkai*, dass sie den Begriff NEET nicht definieren könnten. In *Yuriika* behauptet man, die NEETs seien für die Literatur interessant, weil diese schon immer verwandte Phänomene thematisiert habe. Einwände werden vor allem gegen den Medienrummel um das NEET-Problem erhoben.

Diese Verwandtschaft von NEETs und Literatur lässt sich sicherlich auch an der Literatur anderer Länder festmachen, wie etwa Joseph von Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ zeigt. Auch in der Gegenwartsliteratur kommen oft beschäftigungslose junge Menschen als Helden vor. In diesem Aufsatz beschäftige ich mich mit dem NEET-Problem in literarischen Werken, und zwar in der Literatur der NEET-Generation in Japan und Österreich.

Itoyama Akikos Erzählung „NEET“

In Bezug auf die NEET-Diskussion sollte man in der japanischen Gegenwartsliteratur die Erzählung *NEET* von Itoyama Akiko nennen (Itoyama 2005). Itoyama, Jahrgang 1966, schreibt seit 2003. Im Jänner 2006 wurde sie mit dem bedeutenden Akutagawa-Preis ausgezeichnet. Die Erzählung *NEET* veröffentlichte sie im Juli 2005, als das Wort NEET gerade in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Die Erzählung zeigt keinerlei Vorbehalte gegen die NEETs, das NEET-Sein wird von der Ich-Erzählerin durchgängig akzeptiert. Itoyama betrachtet das Wort als negative Etikettierung, als ein Wort, das jemanden herabwürdigt. Den Titel *NEET* trägt die Erzählung als Einspruch gegen den üblichen Gebrauch des Wortes.

Die Ich-Erzählerin lebt als freie Schriftstellerin. Ein Freund von ihr, der vor einigen Jahren zu arbeiten aufgehört hat, schreibt seitdem nur noch Blogs. Die Erzählerin und der NEET sind eng befreundet, schlafen manchmal zusammen, doch eine richtige Partnerschaft entwickelt sich nicht. Am Anfang der Erzählung erfährt die Erzählerin aus dem Blog des Freundes, dass er in finanzielle Not geraten sei; knapp 3000 Yen habe er noch, er esse nur noch dreimal pro Woche usw. Die Erzählerin wünscht ihm zwar ein besseres Leben, ist aber nicht der Meinung, er solle arbeiten.

¹ Es sind dies die Hefte *Yuriika* Band 38, Nr. 2 (2006) und *Daikōkai* Nr. 58 (2006).

Du stellst dich außerhalb jeglichen Rechtes, du bist gesund, aber du arbeitest nicht und hast keine Lust zu arbeiten. Du bist nämlich ein NEET. Du weißt wohl gut, dass du von der Gesellschaft keine Unterstützung bekommen kannst, und du bist es leid, Unterstützung von irgendjemandem zu bekommen, denke ich. Ich sage etwas sehr Unhöfliches, aber NEET passt zu dir. Besser als Anzüge, die dir nicht passen.² (Itoyama 2008: 9)

Als die beiden sich kennenlernten, war die Erzählerin selbst arbeitslos. Sie gesteht, sie sei ein NEET gewesen, bevor es das Wort gab. Für den Freund hat sie volles Verständnis und wünscht sich, er solle sie um Hilfe bitten, wenn er in Not gerate. Aber das macht er auf keinen Fall.

Bemerkenswert an der Erzählung ist, dass keine feste, dauerhafte Beziehung entsteht, obwohl die Ich-Erzählerin eine starke Zuneigung empfindet. Die Erzählerin erklärt das Verhältnis folgendermaßen:

Es war absolut nicht widerlich, mit dir zu schlafen. Anfangs habe ich dich in deiner Wohnung besucht, und danach haben wir uns ganz häufig aufgesucht, aber es war uns egal, wenn einer plötzlich einschlief. Ich habe dich lieb gehabt, ich habe dich immer noch sehr lieb, aber wir haben nur miteinander geschlafen, weil wir zufällig zusammen in einem Raum und nachlässig waren. Alles andere war uns gleichgültig. Natürlich ist es sehr unhöflich zu sagen, jemand sei einem gleichgültig, aber wenn man „gleichgültig“ sagen darf, ist alles in dieser Welt wirklich gleichgültig, und das war eben deine Anschauung. (Itoyama 2008: 9f)

Diese Gleichgültigkeit gehört zu den typischen Eigenarten derjenigen, die man als NEETs bezeichnet, nicht nur in dieser Erzählung, sondern auch in der realen Welt. Den NEETs ist alles gleichgültig, sie haben keinen Lebenszweck, bilden keine Gemeinschaft untereinander und stehen außerhalb der Gesellschaft. Die Ich-Erzählerin, die selbst einmal als angehende Schriftstellerin als NEET-artige gelebt hat, teilt diese Anschauungen. Jetzt hat sie einen NEET lieb, sie wünscht sich manchmal ein festes Verhältnis zu ihm, obwohl sie weiß, dass der NEET jegliche gesellschaftliche Beziehung, auch eine feste Partnerschaft, verweigern wird. Dennoch nimmt sie Kontakte zu ihm per E-Mail auf und trifft ihn. Der Freund sagt nichts von seiner Not, aber die Erzählerin gibt ihm Geld, und er geht wieder weg. Das ist alles, was in der Erzählung passiert.

Die Ich-Erzählerin akzeptiert die NEETs und empfindet sogar Sympathie für sie, jedoch eine feste Verbindung wie beispielsweise eine Heirat kommt

2 Alle Übersetzungen aus dem Japanischen stammen von der Autorin dieses Aufsatzes.

nicht in Frage. Manchmal grübelt sie über ihre Beziehung nach, aber am Ende ist sie fest überzeugt, dass das Leben der NEETs bleiben soll, wie es ist.

Ich habe gesagt, dass unser Verhältnis unverändert bleiben wird, aber das war eine Täuschung. Es gibt ja gewiss etwas zu verlieren, z. B. wenn ich jetzt mit dir schlafe, wirst du so was wie mein Zuhälter. Deshalb werde ich mit dir für eine Weile nicht schlafen. Du hast deinen Stolz, und auch ich halte das rechte Maß ein. Im Moment, ehrlich gesagt, glaube ich manchmal, dass ich dich liebe, aber wie wird es von nun an werden? Wir kennen ja unsere Zukunft nicht, sie mag hoffnungslos sein. (Itoyama 2008: 22)

Diese Passivität der Erzählerin geht wohl auf die Auffassung der Schriftstellerin Itoyama zurück. In Interviews stellt die Autorin die gegenwärtige Gesellschaft in Frage, die die Lust an der Arbeit voraussetze (N. N. 2005). Es gebe deswegen keine Maßnahmen, mit denen man die NEETs zum Arbeiten zwingen könne. Laut Itoyama sind NEETs stolz, dass sie keinen Stolz haben (Itoyama und Hoshino 2006: 52). Die Ich-Erzählerin sieht daher ihren Freund als bewusst eigenständigen Menschen, und verbietet sich, sich in sein Leben einzumischen.

Dieses Verhältnis zwischen der Ich-Erzählerin und ihrem Freund lässt sich als Antwort der Literatur auf die NEET-Diskussion verstehen. Während Politiker, Wirtschaftswissenschaftler und Soziologen das NEET-Problem diskutieren, um die NEETs wieder in die Arbeitswelt zurückzuführen, findet man in diesem und anderen literarischen Werken der NEET-Generation eine innere, positive Beziehung zu den NEETs.

Thomas Glavinics Roman *Wie man leben soll*

Auch in Österreich schreiben junge Autoren der NEET-Generation natürlich über die Frage nach dem Lebenssinn sowie dem Sinn der Arbeit. Der österreichische Schriftsteller Thomas Glavinic, Jahrgang 1972, veröffentlichte seit 1998 schon sieben Romane. Darin trifft man oft auf den NEETs verwandte Protagonisten, und zwar auf Menschen, die sich von der Welt zurückziehen oder am gesellschaftlichen Geschehen nicht teilnehmen. Ich möchte hier seinen Roman *Wie man leben soll* als Beispiel für die österreichische NEET-Literatur anführen (Glavinic 2004).

Während man in Itoyamas *NEET* wenig über das Leben der NEETs erfährt, führt Glavinics Roman das Leben des jungen Helden sehr detailliert vor. Die Geschichte beschreibt dessen Leben im Alter von sechzehn bis zweiunddreißig Jahren, von 1986 bis 2003. Dem Anschein nach schildert der Roman

den üblichen Jugendalltag, doch fällt der Charakter des Helden auf. Der Protagonist, genannt Charlie, ist außerordentlich passiv; er bezeichnet sich selbst immer wieder als Sitzler, das Gegenteil eines Draufgängers. Diese Passivität, die auch in Itoyamas Erzählung eine Rolle spielt, wird bei Glavinic zum besonderen Vorzug des Helden; Passivität wird als Lebenskunst vorgeführt. Der Roman gibt ein Muster des glücklichen Lebens der NEETs, und selbstverständlich treffen viele Merkmale der NEETs auf die Lebensverhältnisse des Protagonisten Charlie zu.

Zu Beginn lebt Charlie allein mit seiner Mutter. Seine Familie ist keineswegs arm, er bekommt Geld von verschiedenen Familienmitgliedern bis hin zur Urgroßtante. Bis zum Ende gerät er nicht in Armut, auch wenn er keinen richtigen Beruf ausübt.

Die finanzielle Grundlage ist die wichtigste Voraussetzung für das Leben der NEETs. In der japanischen Fachzeitschrift *Daikōkai* weisen mehrere Wissenschaftler darauf hin, dass gerade diese finanzielle Unterstützung die Existenz der NEETs ermögliche (Ishii 2006: 91). Bei Itoyama gewährt die Ich-Erzählerin Unterstützung, bei Glavinic tun das die Familienmitglieder. Dass die Menschen für die NEETs Verständnis haben und sie unterstützen, wäre früher unbegreiflich gewesen. In Eichendorffs Novelle etwa wird der Taugenichts zu Beginn von seinem Vater aus dem Haus geworfen. Diese veränderte Einstellung zu NEETs in den Familien wie in der Gesellschaft mag auf der guten Wirtschaftslage entwickelter Länder wie Japan oder Österreich beruhen, und sie spielt zweifellos eine Rolle beim NEET-Problem.

Glavinics Protagonist Charlie ist also sehr passiv, er bemüht sich nicht, irgendein Ziel zu erreichen. Von Anfang an ist er übergewichtig, hält keine Diät und wird immer dicker.

Nachlässig verhält er sich auch in den immerhin vorhandenen Liebesverhältnissen. Schon mit sechzehn Jahren, denkt Charlie über die Partnerwahl wie folgt:

Da man nach einigen Zurückweisungen nicht mehr wählerisch ist, handelt es sich bei Claudia keineswegs um die Klassenschönste. Auch nicht zu den hübschesten Fünf darf man sie zählen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, wird sie von den wenigsten als attraktiv bezeichnet werden. Und um ganz ehrlich zu sein, sieht sie mit ihrem Mondgesicht und ihrer Krankenkassenbrille aus wie die Fliege Puck. Aber was soll man machen. Man liebt, was man kriegen kann (Glavinic 2004: 12).

Der japanische Psychologe Saitō Tamaki bezeichnet diese Art von Zurückhaltung, oder eher Resignation bei jungen Menschen als „selbstverlet-

zende Selbstliebe“ (Saitō 2005). Wenn man sich selbst bejaht und sich mit Selbstsicherheit behauptet, stößt man natürlich auf Kritik. Daher kategorisieren die NEETs sich von Anfang an zu Versagern, um die Auseinandersetzung mit anderen zu vermeiden und sich selbst zu schützen.

Unter diesem Aspekt kann man die Verhaltensweise des Protagonisten Charlie erörtern. Dass er „nicht mehr wählerisch“ ist, gesteht er selbst mit sechzehn, aber auch im weiteren Leben hat er keinen eigenen Willen. Seltsame Erfahrungen, die Charlie in seinem Studentenleben macht, sind meistens durch seine Freunde veranlasst, und am Ende des Romans jobbt er als Taxifahrer, doch für diese Arbeit entscheidet er sich nur, weil ein Freund ihn überredet hat. Ständig denkt er, er könne nicht anders, weil er eben ein Sitzer sei.

Charlie hat also keinen Wunsch, den er verwirklichen kann oder will, aber er hängt auffallend oft seinen Tagträumen nach. Einer lautet wie folgt:

Auch wenn man sehr müde ist, kann man nicht einschlafen, wenn man sich Wunschträumen hingibt.

Man stellt sich vor, man steht mit dem Taxi am Standplatz. Ein Kerl steigt mit Conny ein. Er hat sie entführt und bedroht sie mit einer Pistole. Man wird gezwungen, loszufahren. Er reißt Conny an den Haaren. Man macht ihm einen Strich durch die Rechnung, man gibt Vollgas. Wie ein Irrer rast man durch die Stadt. Conny und der Entführer schreien vor Panik. Man befiehlt dem Kidnapper, die Pistole aus dem Fenster zu werfen. Er weigert sich. Schießen kann er aber bei diesem Tempo nicht. Er schreit. Man gibt noch mehr Gas. Weil man ein so brillanter Autofahrer ist, kann man das Fahrzeug am Limit beherrschen. Der Entführer jedoch bekommt immer mehr Angst. Er schleudert die Waffe auf die Straße. Man hält an, zerrt den verschüchterten Mann aus dem Wagen, verdreht ihm den Arm, er wimmert. In dieser Haltung wartet man auf das Eintreffen der Polizei. Conny windet sich nach draußen. Bewundernd starrt sie einen an, dankt. Paoletta ist auch plötzlich da.

Diese Phantasie spielt man wieder und wieder durch. Man sagt sich, man müsse endlich schlafen, aber gleich kehrt der Traum zurück. Das letzte Mal wälzt man sich herum, als es draußen dämmt (Glavinic 2004: 201f).

Was Charlie hier träumt, ist wie eine Szene aus einem Kinofilm, das lässt sich in der Wirklichkeit nicht realisieren. Solche realitätsfernen Wunschbilder gehören zu den Charakteristika der NEETs. Die japanischen Psychologen Saitō Tamaki und Oda Susumu bemerken, die NEETs hätten entweder keine oder völlig realitätsferne Wünsche (Saito 2006: 76ff; Oda und Miura 2006: 65f). Oda erzählt aus eigener Erfahrung als Psychoanalytiker, NEETs wollten

fast immer Formel-1 Fahrer oder Fernsehstars werden. Der Mangel an konkreten, realitätsnahen Berufsbildern läuft darauf hinaus, dass sie gar keinen Beruf ergreifen.

Das Fehlen von richtigen Vorbildern scheint einen negativen Einfluss auf die Lebensplanung der jungen Menschen zu haben. Ohne bestimmte Wünsche können sie sich ihre Zukunft nicht vorstellen. Schon der Titel des Romans weist darauf hin, dass der Protagonist Charlie keine Vorstellung von seiner Zukunft hat. Als Sitzer liest er verschiedene Ratgeber, findet jedoch keine brauchbaren Hinweise und grübelt noch bis zum Ende mit dreißig über sein Leben nach. Seine Zukunftsvorstellungen bleiben unwirklich, werden aber exzessiver:

Alles wäre einfacher, wenn man in einer Zeit lebte, in der es Helden gibt. Da diese Zeiten jedoch vorbei sind, existiert auch niemand, an dessen Beispiel man sich aufrichten kann. Ein Sitzer, der sich Sinn in seiner Generation wünscht, überprüft zuweilen sogar mit einem gewissen Ernst den Wahrheitsgehalt der These, ein Krieg wäre nicht schlecht. Ein Krieg reinigt und läutert und bietet mancher Generation und manchem Sitzer Gelegenheit, sich zu wandeln, so er nicht verreckt.

Man reinigt seine Brille und stellt sich im Krieg vor, den Finger am Abzug einer Maschinenpistole. Ratatatata ... (Glavinic 2004: 205).

Die NEET-haften Einstellungen des Protagonisten Charlie bleiben sich gleich, doch sein Leben erhält gegen Ende eine unerwartete Richtung. Eines Tages tritt er als nettes Dickerchen in einer Realityshow auf, wozu er wieder von seinen Freunden überredet wird. Und anschließend wird er zum Schlagstar in Österreich. Was danach aus ihm wird, erfährt man nicht mehr, aber seine Jugend endet anscheinend mit einem Happyend.

Der Roman könnte zwar als Parodie auf den Bildungsroman verstanden werden, aber es gibt darin keine Auseinandersetzung des Helden mit anderen Figuren. Die passive Haltung von Charlie wird kein einziges Mal kritisiert, sie wirkt sogar positiv auf seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein. Charlie verliert seine Freunde nicht, er hat keinen Streit mit ihnen, und am Ende wird er als Star gefeiert. Diesen Charakter des Helden bzw. des Romans selbst darf man wohl als NEET-artig betrachten. Der Roman ist daher charakteristisch für die Lebensverhältnisse der NEETs. Ein NEET zu sein, wird hier positiv dargestellt.

Schlussbemerkung

Das NEET-Problem wird vor allem in der Arbeitspolitik diskutiert, lässt sich aber keineswegs auf dieses Feld beschränken. Wirkliche NEETs denken wohl wie die literarischen, dass sie nichts in der Welt verändern können. Diese Geisteshaltung der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit könnte vielleicht ein Ausdruck des Widerstandes der NEET-Generation gegen die moderne kapitalistische Gesellschaft sein, in der die Menschen prinzipiell an den Fortschritt glauben und voranstreben. Jedoch auch normale Menschen selbst zeigen manchmal Sympathie für die NEETs, sie können die NEETs nicht überreden, sich zu wandeln. Das NEET-Problem scheint in den entwickelten Ländern allgegenwärtig, doch kaum lösbar zu sein.

Literaturverzeichnis

Genda Yūji und Maganuma Mie

2004 *Niito – friitā demo shitsugyōsha demo naku (NEET – weder Freeter noch Arbeitslose)*. Gentōsha.

Glavinic, Thomas

2004 *Wie man leben soll*. Roman. München: dtv.

Honda Yuki, Naitō Asao und Gotō Kazutomo

2006 *„Niito‘ tte yū na! (Sagt nicht ‚NEET‘!)*. Kōbunsha.

Ishii Yōjirō

2006 „Niito, yūhosha, bohemian (NEET, Spaziergänger, Bohemians)“, *Daikōkai* 58, 89-97.

Itoyama Akiko

2005 *Niito (NEET)*. Kadokawa shoten.

2008 *Niito (NEET)*. Kadokawa gurūpu paburishingu.

Itoyama Akiko und Hoshino Tomoyuki

2006 „Kitarubeki kakitetchi e: Niito ga sakka ni naru toki – tadanaru no de naku tsuzukete iku tame ni hitsuyō na mono“ (An die künftigen Schriftsteller: Wenn ein NEET ein Literat wird - und was notwendig ist, um es zu bleiben), *Yuriika* 38/2, 50-66.

N. N.

2005 „Chosha ni kiku: ‚Niito‘. Itoyama Akiko-san ‚Yukiba no nasa‘ ni hikari“ (Fragen an die Autorin von *NEET*. Frau Itoyama Akiko wirft Licht auf ‚die Nichtexistenz des Ortes, zu dem man gehen könnte“, *Chūgoku shinbun* vom 27.11. (Morgenausgabe)

Oda Susumu und Miura Masashi

2006 „Daikōkai intabyū: Niito wa rōdōmondai de wa nai. „Jibun sagashi-byō“ ni tori tsukareta wakamonotachi ga shakai no byōri ni naru toki” (Das Daikōkai-Interview: NEET stellen kein Arbeitsproblem dar. Wenn die Jugendlichen, die von der ‚Ich-Suche‘ besessen sind, sozialpathologisch werden), *Daikōkai* 58, 60-88.

Saitō Tamaki

2005 „*Maketa’-kyō no shinjatachi* (*Die Gläubigen der Ich bin ein Verlierer-Religion*). Chūō kōronsha.

2006 „‘Niito’ nado sonzai shinai“ (NEET etc. existieren nicht), *Yuriika* 38/2, 74-81.

TSUNEKAWA TAKAO

Über Marlene Streeruwitz' Roman *Kreuzungen*

Marlene Streeruwitz, 1950 in Baden bei Wien geboren, wurde zuerst als Hörspiel- und Theaterstückschreiberin bekannt, deren Stücke in den 1990er Jahren zu den meist gespielten gehörten. Sie distanziert sich aber seit dem Ende des Jahrzehnts vom Theater, dessen Produktionsbedingungen sie allzu autoritär dünken: „Ich möchte keine Kunst sehen, die in Abhängigkeitsverhältnissen sich herstellt“, sagt sie in einem Interview (Höfler und Melzer 2008: 15). Im Hörspiel sieht sie weiterhin produktive Möglichkeiten. In demselben Interview heißt es, die Hörspiele seien in der Bildlosigkeit das demokratischste Medium, während im postmodernen Theater öfters eine unterhaltsame, spektakuläre, aber inhaltlose, unpolitische Bilderwelt angeboten wird.

Streeruwitz hält die Salzburger Festspiele, für die sie einmal in den *Salzburger Nachrichten* eine Kolumne schrieb, für überflüssig. Die Kolumne wurde nach der siebenten Folge eingestellt, als sie über den Sponsor Nestlé schrieb: „Darüber könnte man anders denken“ (Streeruwitz o. J.). Diese Festspiele, bei denen, ihr zufolge, politische Eliten über das Budget eine bestimmte Gruppe der Kulturschaffenden als Elite erklären, bieten nur die Gelegenheit dazu, dass sich diese beiden Elitengruppen darstellen und gegenseitig bestätigen, was sie beide brauchen, was aber mit Kunst nichts zu tun hat. Denn die Salzburger Festspiele seien ein Etablissement, in das nur dem schon längst Anerkannten und Perfekten Einlass gewährt werde. Das Neue und Experimentelle, das nicht perfekt sein kann, hätte keine Chance, aufzutreten, während nur in diesem aktuelle Probleme zur Kenntnis gebracht werden könnten. Streeruwitz pflichtet Sloterdijk bei, der in den Salzburger Festspielen lediglich „eine Selbstfeier der Inaktualität“ (Streeruwitz o. J.) findet.

Eine der ehrwürdigsten Traditionen der Salzburger Festspiele, die Auf-
führung von Hofmannsthals *Jedermann* am Domplatz, unterzieht Streeruwitz einer herben Kritik (Streeruwitz 2010). Das Stück, das 1911 in Berlin zur Uraufführung gekommen war, wurde im August 1920 unter der Regie von Max Reinhardt zum ersten Mal in Salzburg gespielt. Es blieb seitdem Jahr um Jahr fester Bestandteil dieser Festspiele. Nur die bekanntesten Schauspielerinnen und Schauspieler, nur die bekanntesten Regisseure dürfen hier mitwirken. Noch dazu wirbt die Stadt Salzburg jedes Jahr fünf „Jedermann-Rufer“ an, die als Vorboten des Todes, von draußen mitten ins Gelage, das Jedermann für seine Vettern und Freunde hält, „Jedermann, Jedermann, Jedermann“ rufen,

um ihn an den Tod zu mahnen. Streeruwitz' Kritik gilt nicht nur der imposanten Institutionalisierung der Aufführung, sondern auch dem Stück selber. Die Buhlschaft, die Geliebte Jedermanns, sei nicht gerecht behandelt: Sie tritt mit Spielleuten auf, um Jedermann zum Gelage abzuholen, nachdem aber der Tod auftaucht und die Situation ernst wird, wird sie einfach vergessen, es wird nicht einmal angegeben, wann sie von der Bühne abtreten soll. Ihr sei keine eigene Existenz gegönnt, sie müsse als Spiegelung dafür herhalten, dass Jedermann unverheiratet bleibt und sich somit der glatten Fortsetzung der Erbschaftsreihe nicht fügt. Das Stück als Ganzes falle auf die Dramaturgie vor Lessing zurück. Bei ihm, dem Repräsentanten der Aufklärung, gehe es um die klare Darstellung des konkreten zeit- und gesellschaftsbedingten Konflikts und den Versuch zu zeigen, ob und wie er zu lösen ist. In *Jedermann* sei, wahrscheinlich von Gott, allen Figuren vorgeschrieben, wie sie sind und was sie tun, niemand habe einen Spielraum. Das sei kein Theater mehr sondern ein Zirkus. Aber das spiegle genau das Arbeitsverhältnis sowohl in den Salzburger Festspielen als auch in der kapitalistischen Gesellschaft wider.

Ihr Erstlingsroman ist *Verführungen* (1996), dem folgten *Lisas Liebe* (1997), *Nachwelt* (1999), *Norma Desmond* (2000), *Majakowskiring* (2000), *Partygirl* (2002), *Jessica 30* (2004), *Morire in levitate* (2004), *Entfernung* (2006) und *Kreuzungen* (2008), über den ich hier schreiben möchte.

Kreuzungen ist in gewisser Hinsicht eine Überraschung für die Leser dieser Autorin. In ihren bisherigen Romanen wird vom Alltag der Frauen erzählt, von den Ungerechtigkeiten und Demütigungen, die sie als Frau täglich erleiden müssen. Das Eigentümliche an diesen Romanen ist:

1. Es wird aus der Perspektive der Heldin erzählt, wobei nicht immer leicht auszumachen ist, ob sich die Autorin mit der Heldin identifiziert oder nicht.

2. Meistens stellt eine ganz einfache Tätigkeit den Rahmen der Erzählung dar, beispielsweise im ersten Kapitel von *Partygirl* Kundendienst an einem Vormittag in einer Wäscherei, in dem von *Jessica 30* Joggen, in dem von *Morire in levitate* ein Spaziergang an einem Fluss, in dem von *Entfernung* eine Fahrt von zu Hause nach dem Flughafen. Die Heldin kommentiert, was sie bei diesen Tätigkeiten, die 30 bis 100 Seiten dauern, sieht, erinnert sich assoziativ an die Vergangenheit oder grübelt über alles Mögliche nach. Besprochen werden ausschließlich Dinge und Gedanken, die trivial sind, da man heute an große Ereignisse und tiefe Wahrheiten nicht mehr glauben kann. Oder umgekehrt, wie Hildegard Kernmeyer schreibt, „kein Detail eines Alltagslebens ist Streeruwitz zu gering, um ihm nicht Literaturfähigkeit zuzugestehen“ (Höfler und Mezler 2008: 41).

3. Stilistisch herrschen kurze und oft elliptische Sätze vor, was von Rezensionen Staccato genannt wird.

Kreuzungen ist auch in diesem Staccato-Stil geschrieben, die einfache Rahmenhandlung ist aber nur in den letzten drei Kapiteln beibehalten. Und vor allem: die Hauptfigur ist männlich und noch dazu ein erfolgreicher Börsenhändler, ein Wiener, der, Billionär geworden, überall in Europa Büros und in London ein dreistöckiges Appartement und ein Schloss besitzt, und der einen Privatjet mietet, wenn er fliegt. Ein solches Geld, heißt es, könnten sich außer ihm vielleicht nur zehn Personen oder hundert auf der ganzen Welt beschaffen. Dass dieser Held Max heißt, erfährt der Leser erst ganz am Ende des Romans.

Der Roman ist nicht leicht zu lesen, zumal für einen Japaner. Die Handlung nimmt sich aber, zusammengefasst, überraschend einfach aus. Im ersten Teil, der in Wien spielt, lässt sich Max von seiner Frau Lilli scheiden. Danach folgt ein Zwischenteil in Venedig, wo er den „Kotkünstler“ Gianni kennenlernt. Ein Künstler, der den eigenen Kot kunstvoll gebildet ausscheidet: Zu diesem Zwecke muss er nicht nur präzise auswählen, was er isst, er hat darüber hinaus das Ritual nötig, regelmäßig und oft zu duschen und mit Frauen, die er in der Stadt aufgetrieben hat, Sex zu haben. Max fasziniert, dass Gianni sein tägliches Leben restlos für seine Kunst einsetzt. Im dritten Teil misslingt Max der Plan, nochmals zu heiraten.

Wie kommen Max und Lilli dazu, sich scheiden zu lassen? Und welche Rolle spielt das Geld dabei?

Die beiden hatten sich einmal sowohl seelisch als auch körperlich heiß, - rasend lautet es im Text -, geliebt. Damals hatte er als Börsenhändler unzählige Risiken zu überstehen: „Wenn die 30 Millionen entweder da waren. Oder die Verhaftung“ (Streeruwitz 2008: 61). Um die Angst zu vergessen, nahm er beim Sex mit Lilli Zuflucht. Und sie ihrerseits: „Sie wusste, wie er sich an sie schmiegen hatte müssen. In sie. Sich an ihr und in ihr verstecken. Sich in sie hineingraben, damit sie ihn nicht finden würden“ (Streeruwitz 2008: 62). Sie aber hatte nichts dagegen, vielmehr: „Sie hatte das genossen. Sie hatte sich mächtig gefühlt. Sie war sich größer vorgekommen als er“ (Streeruwitz 2008: 62). Aber die Kinder, die bald gekommen sind, Hetty und Netty, haben Max „hinausgedrängt“. Max sucht die sexuelle Befriedigung nun nicht mehr bei Lilli sondern bei einer Asiatin in einem Bordell. Und Lilli ihrerseits: „Sie wollte keine Liebe mehr. Sie hatte sich von jeder Idee von Liebe verabschiedet. Sie hatte jeden Kompromiss aufgegeben und wollte nur noch das Geld. Sie wollte den Glanz, den das Geld auf sie abstrahlen konnte“ (Streeruwitz 2008: 16). Wie soll man das verstehen? Ist Lilli bestrebt, die Liebe durch das Geld zu ersetzen? Aber es scheint, als ahnte sie, dass es nicht möglich ist, nicht möglich sein soll. Denn: „Die Summen, mit denen er (Max) Lilli halten konnte, wurden ungeheuerlich. Es war ein Wettlauf von ihren Vorstellungen, was für

eine ungeheuerliche Zahl sie nun wieder von ihm verlangen konnte, und seiner Fähigkeit, diese Summen herbeizuschaffen“ (Streeruwitz 2008: 8). Würde das heißen, dass das Geld, soviel es auch sein mag, Lilli nicht befriedigt, und folglich die Liebe nicht ersetzen kann, oder, dass zwischen Geld und Liebe die Regel besteht, dass das Geld, solange es schweigt, der Liebe verträglich ist, und wenn es zu laut wird, sie verstört? Das Thema: Geld und Liebe kommt auch andernorts vor. In Venedig, wo sich Max mit Gianni beschäftigt, verspürt er kein sexuelles Bedürfnis. Und er überlegt, „Und ob es, wenn es so bleiben könnte, bedeuten würde, dass er sich nie wieder mit dem Geld beschäftigen müsste. (...) Der Sex oder das Geld. Und war er vom Sex abhängig und musste deshalb das Geld betreiben. Oder war er dem Geld verfallen und das Geld zog den Sex nach sich“ (Streeruwitz 2008: 124).

An der Scheidung ist nicht nur das Geld schuld sondern auch eine psychologische Problematik bei Lilli. Sie stammt aus einer Familie der „Bagatelladligen“ und litt in der Jugend unter ihrem tyrannischen Vater, der sie verprügelte. Max hat inzwischen die Wohnung ihrer Eltern gekauft und will sie ihr bei der Scheidung schenken: „Alles von ihr kam aus dieser Wohnung. Stamme von diesem Ort. Es war nur recht, sie dahin zurückzusetzen“ (Streeruwitz 2008: 69).

Der dritte Teil spielt in Zürich und London. Der neue Heiratsplan Maxens gründet sich von vornherein auf das Geld. Er beauftragt eine Polnische Heiratsvermittlerin Zapolska, eine Frau auszusuchen. Sie schlägt ihm Francesca vor, „eine Engländerin aus einer alten Familie, in der die Töchter immer schon gegen Geld ausgetauscht worden waren“ (Streeruwitz 2008: 153).

Es liegt Max daran, nochmals zwei Töchter zu haben. Er liebt Hetty und Netty von Herzen und glaubt, nicht ohne Grund hoffen zu können, nach der Scheidung die beiden zurückzubekommen. Aber damit, dass sie bald keine kleinen Kinder mehr sein würden, kann er sich nicht abfinden: „Die Vorstellung, dass diese kleinen Mädchen ihre schmalen zarten Körperchen verlieren würden und sich in Frauen verwandelten. Er wurde wütend, wenn er das denken musste“ (Streeruwitz 2008: 9). Die Brautkandidatin Francesca erklärt sich bereit, zwei Töchter zur Welt zu bringen. Das Problem ist aber, dass sie auf IVF (in-vitro-Fertilisation) besteht, während Max die Töchter richtig zeugen will. Er gibt zu, dass das ein atavistischer Einschluss sei, wie „die Mücke in Bernstein“, denn er denkt andererseits daran, einen bis ins Detail hinein glasklaren Ehevertrag anzubieten. Für den Ehevertrag solcher Art würde IVF keine Zumutung sein. Sie bildet zu ihm eher ein bezeichnendes Pendant. Denn beide gehören zu der modernen Mentalität im Sinne Georg Simmels. Diese Mentalität, die sich, wie er in seiner *Philosophie des Geldes* schreibt, „in so entschiedenem Gegensatz zu dem mehr impulsiven, auf das Ganze gehenden,

gefühlsmäßigen Wesen früherer Epochen stellt“, schein ihm „in enger kausaler Verbindung mit der Geldwirtschaft zu stehen“ (Simmel 2000: 613-614). Und er fährt fort: „Eine viel größere Genauigkeit und Grenzbestimmtheit musste in die Lebensinhalte durch das Eindringen der Geldschätzung kommen, die jeden Wert bis in seine Pfennigdifferenzen hinein bestimmen und spezifizieren lehrte“ (Simmel 2000: 614).

Max, Zapolska und Francesca fliegen mit einem Privatjet von Zürich nach London. Francesca erweist sich aber als gefälscht und wird in London bei einem Verkehrsunfall getötet. Max verdächtigt Zapolska, ein Komplott geschmiedet zu haben, hinter dem ein Bankier namens Phoest steckt, und an dem sogar seine geschiedene Frau Lilli teilnimmt: Um an sein Geld heranzukommen, wollten die Verschworenen Max ermorden.

Bei dem Gedanken an das Komplott stellt er sich vor, dass andere ihn nur für ein Anhängsel seines Geldes halten: „Da war er Schlachtvieh. Lebendiges Fleisch, dessen man sich bemächtigen musste, um an das Geld zu kommen. Durch ihn hindurch und ihn töten oder ficken. Das Fleisch des Geldes, das erst in der Erschlaffung für die anderen das Heil brachte“ (Streeruwitz 2008: 238). Er kann aber nicht verstehen, „der Gegenstand einer solchen Kampagne zu sein. Das kam davon, dass er sein Geld nicht auf sich bezog und sich nicht mit seinem Geld verwechselte“ (Streeruwitz 2008: 237). Und eben dadurch, dass er sich selber und sein Geld auseinanderhält, wird ihm die Zukunft gewährleistet: „Wenn er seine Millionen ernst zu nehmen begann, dann brauchte er ja nie wieder etwas anderes zu tun als Golf zu spielen. (...) Es hätte schon genügt, nur stolz auf die Millionen zu sein und der vorzeitige Tod bei lebendigem Leib wäre die Folge gewesen. Die Zukunft hätte sich von ihm abgetrennt und er wäre in sich zurückgeworfen die Beute seines Erfolges geworden“ (Streeruwitz 2008: 237).

Was will er mit seinem Leben machen, das er aus den Händen der Intriganten gerettet hat? Er sei nun frei, meint er, er könne endlich als Künstler leben. Fürs Erste will er *For the love of God* von Damien Hirst als Gesellenstück nachbauen. Das bekannte, kostbare, oder eher kostspielige, Kunststück, ein Schädel aus dem 18. Jahrhundert geschmückt mit 8601 Diamanten. Das Replikat, für das Max den Schädel von Francesca verwenden will, soll *For the love of Gold* heißen und nichts kosten.

In diesem Roman, der das Geld zum Thema macht, wird der Börsenkrach von 2007/8 erwähnt, u.a. in der Szene, die in Venedig spielt. „Wenn er so hinter Gianni herging, dann konnte er die Schlagzeilen nicht übersehen. Die Börse krachte. Hedge Fonds krachten“ (Streeruwitz 2008: 123). „Die Börsenkrise war unübersehbar. In allen Schlagzeilen fanden sich Hinweise. Der Dollar. Die Börse. Hedge Fonds. Die Immobilienmärkte“ (Streeruwitz 2008:

144). Aber Max hatte davon profitiert. „Die Subprime-Krise hatte ihn wieder reicher zurückgelassen“ (Streeruwitz 2008: 148). Wie er das geschafft hat, möchte man gerne wissen. Das ist aber leider nicht erzählt. Es heißt einfach: „Er hatte ganz einfach billig gekauft“ (Streeruwitz 2008: 148).

Ganz am Anfang wird metaphorisch vom Geld gesprochen: „Das Geld musste gelenkt werden, wie ein Pferd. Das Geld fühlen, wie das Pferd unter sich. Die Muskel sich strecken und zusammenballen. Und mit dem Zügel in der Trense musste man das Geld so führen wie ein guter Reiter. (...) Immer in Kontakt mit den Absichten dieses Körpers. Immer bereit, die kleinste Bewegung abzufangen und zu interpretieren“ (Streeruwitz 2008: 10). Aber um zu lenken, muss man wissen wohin, könnte man einwenden. Es genügt nicht, auf die Bewegungen der Pferdemuskel präzise zu reagieren. Man sollte auch das Gelände beachten. Sonst könnte das Pferd in die Sackgasse, in die Wüste, oder in den Abgrund traben. Der Börsenkrach kam daher, dass man es für ausreichend hielt, lediglich den Bewegungen des Pferdes Geld, die sich übrigens nur in Zahlen ausdrückten, zu folgen, ohne die Beschaffenheit des Geländes in Betracht zu ziehen.

Es taucht auch die Frage auf, was das Geld sei. Die Billionen, die Max durch das Hantieren mit Informationen im Bildschirm des PCs gewann, seien selber ein „Bildschirmgeflimmer“, von dessen Realität man sich kaum überzeugen könne. Er denkt nach, „wie er sich einen sinnlichen Eindruck seines Vermögens verschaffen könnte. Venedig kaufen und allein herumgehen. Oder die Touristen hereinlassen und jedem ein blaues Armbändchen verpassen. Schöner wäre gewesen, alle mit einem Brenneisen zu zeichnen. Das hätte sogar ein Vergnügen sein können“ (Streeruwitz 2008: 148). Aber es gebe keinen Weg, „sich das Geld einzuverleiben. Außer dieser einen großen Mahlzeit am Tag und manchmal einer zweiten“ (Streeruwitz 2008: 148). Das habe er von Gianni gelernt. Von Gianni heißt es ein paar Seiten später: „Gianni hatte nichts von ihm genommen als die Mahlzeiten und die hatte er ja verdaut wieder abgegeben“ (Streeruwitz 2008: 154), nämlich als gestalteten Kot. Man sieht, ein Mensch kann, wie groß das Geld, das er hat, sein mag, nur so viel konsumieren, als er konsumieren kann: Essen und Trinken, Bekleidung, und ein paar Zimmer. Was darüber hinausgeht, bleibt ungebraucht liegen. Bedarf zu decken und auch Luxus können befriedigen, Extravaganzen nicht.

Der Roman liest sich teilweise als Ironie über das Geld. Wegen des enormen Geldes muss sich Max scheiden lassen und dazu noch sich der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden. Es ist bis ans Ende offen gelassen, ob sich der Held weiter mit Geld beschäftigt oder nicht.

Aus dem Roman lernt man nie, wie das Geld in der heutigen Welt funktioniert, in der man es auch manipuliert. Aber ein Roman ist nicht dazu da, Probleme zu klären, die, wenn überhaupt möglich, Finanzwissenschaftler besser lösen können. In dem oben zitierten Interview kritisiert Streeruwitz den Rundfunk, szientifisches Wissen nur stückweise, verdaubar, „vermenschlicht“ zu vermitteln. Rundfunk nehme seine eigene Möglichkeit nicht wahr, Wissen von hoher Qualität anzubieten. Und sie meint: „Da würde ich lieber die Fachsprache der Wissenschaft hören und möchte auch gar keine Vermittlung, und mich einfach auch mit dem, was ich nicht wissen kann, beschäftigen, und es auch wissen, dass ich es nicht wissen kann. Und dass ich jetzt 10 Jahre studieren müsste. Weil damit würde es auch anders beschrieben als in diesem Herunterholen“ (Streeruwitz 2008: 18). Dasselbe würde die Autorin den Lesern sagen, die von ihrem Roman eine Auskunft darüber erwarten, wie es sich mit dem Geld in der Welt nach der Subprime-Krise verhält.

Eine müßige Frage wäre auch, ob und wie man von großem Geld psychologisch belastet wird, da es nur wenige Leute sind, die an zu viel Geld kränkeln.

Mich interessiert eher die Disparatheit der Momente. Ich ertappe mich dabei zu fragen, wie bei Max Familie, Sex und Geld miteinander zusammenhängen, ob Lillis Einstellung zum Geld mit ihrem Kindheitstrauma zu tun hat, ob man die Scheidung als notwendige Folge davon erklären kann, was aus den beiden Eheleuten geworden ist, in welchem Sinne die Venedig-Kapitel mit Gianni den Übergang zur zweiten Hälfte bilden, warum Max die arrangierte Heirat der Ehe mit Lilli vorzieht. Alle diese Fragen haben insgeheim den Zweck, den Roman als ein einheitlich organisiertes Gebilde erscheinen zu lassen. Aber jeder weiß, dass diese Definition des Romans schon längst nicht mehr gilt. Die Einzelheiten bleiben in der fiktiven Welt dispart, wie in der wirklichen, und das kommt, wie es mir scheint, auch daher, dass alles mit dem Geld zusammenhängt aber nicht miteinander.

Literaturverzeichnis

Höfler, Günther A. und Gerhard Melzer (Hg.)

2008 *Marlene Streeruwitz*. Graz, Wien: Droschl (= Dossier, Bd.27).

Simmel, Georg

2000 *Philosophie des Geldes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft 806).

Streeruwitz, Marlene

O. J. „Salzburger Festspiele. Für heuer zum letzten Mal und ein Wiederkritisieren im nächsten Jahr“ auf der Homepage der Autorin (www.marlenestreeruwitz.at) unter der Kategorie: Texte. Dieser Text wurde in der Zwischenzeit offensichtlich gelöscht.

2008 *Kreuzungen*. Frankfurt am Main: S. Fischer.

2010 „Salzburger Festspiele. Weil die auch nie aufhören“. *Der Standard* vom 24.7.2010. Auch auf der Homepage der Autorin (www.marlenestreeruwitz.at) unter der Kategorie: Texte.

SEKINE YŪKO

Der Habsburger-Mythos muss in Japan ein Mythos bleiben – Zur Rezeptionsgeschichte des Wiener Musicals *Elisabeth* in Japan

Das Musical *Elisabeth* (Libretto: Michael Kunze, Musik: Sylvester Levay), in dem das Leben der Kaiserin Elisabeth von Österreich dargestellt ist, wurde von 1992 bis 2005 im Theater an der Wien etwa 1800 Mal aufgeführt. Dieses Wiener Hitmusical wird seit 1996 in Japan von der Musicaltheater-Gruppe Takarazuka Kagekidan und der Tōhō-Musicaltheatergruppe aufgeführt (Vgl. Tabelle 1). Vor allem ist die japanische Takarazuka-Fassung relativ beliebt und wird von den Fans des Takarazuka-Theaters hoch geschätzt. Man kann sagen, dass das Musical *Elisabeth* neben dem Musical *Die Rose von Versailles* eines der sogenannten Besthit-Musicals ist, die oft wiederaufgeführt werden. Doch muss man auch sagen, dass in dieser japanischen Fassung einige wesentliche Charakteristika dieses Stückes, z.B. die Kritik am Habsburger-Mythos oder an der Verkitschung Elisabeths, die wesentliche Rolle des Todes als eine verkörperte Allegorie, die auf der Tradition des europäischen Allegorientheaters beruht, und die gesellschaftliche Situation (Zeitströmungen) um die Wiener Jahrhundertwende, wie der Antisemitismus, das Kaffeehaus als Zufluchtsort in einer apokalyptischen Zeit, ignoriert oder nicht genug dargestellt werden. Vor allem wird die japanische Rolle des Todes, die in der japanischen Takarazuka-Fassung als Hosenrolle (eine Schauspielerin spielt die Männerrolle) gespielt wird, die auf der Tradition der Mädchen-Musicals Takarazuka beruht, ganz anders aufgefasst als in der Wiener Fassung. Ich denke, dieser Mangel an kritischer Haltung in der japanischen Fassung kommt nicht nur aus der geringeren Kenntnis der Geschichte und des Mythos der Habsburger, sondern aus dem kulturindustriellen Grunde, dass nämlich ein Takarazuka-Musical für die Fans immer eine Traumwelt sein soll.

Von diesem Standpunkt aus möchte ich in diesem Bericht gerne auf die folgenden Punkte im Zusammenhang mit der Rezeptionsgeschichte des Habsburger-Mythos in Japan, und zwar durch das Takarazuka-Theater, eingehen.

1. Kurze Geschichte der Takarazuka-Musiktheatergruppe
2. Dokumentation der Aufführungen des Musicals *Elisabeth* in Japan
3. Die Merkmale der japanischen Inszenierung des Musicals *Elisabeth*
 - 3.1. Der Tod in der Hosenrolle als die Hauptrolle

- 3.2. Neu geschaffene Rollen, Kämpfer für die ungarische Freiheitsbewegung
- 3.3. Das Merkmal des Stimmumfangs
- 4. Zum Schluss: Warum in Japan der Habsburger-Mythos ein Mythos bleiben muss.

1. Kurze Geschichte der Takarazuka- Musiktheatergruppe.

Die Takarazuka-Musiktheatergruppe, die 1913 gegründet wurde, ist eine der prominentesten populären Musiktheatergruppen in Japan.

Zu Beginn der Taishō-Ära gab es einen Boom von Kinder-Chören und Kinder- (Knaben, Mädchen)-Musical-Theatern. Kobayashi Ichizō, der Begründer des Takarazuka-Mädchen-Musiktheaters, zugleich auch der Begründer der privaten Eisenbahngesellschaft Hankyū, gründete diese Theatergruppe im Kurort Takarazuka bei Kobe, wohin seine Firma die Eisenbahn gebaut hatte, zur Unterhaltung der Kurgäste. Kobayashi nannte alle Takarazuka-Schauspielerinnen Schülerinnen und verlangte von ihnen, ihn Vater zu nennen. Für Kobayashi war die Bühne sozusagen ein Predigtstuhl. Er wollte durch das Musiktheater gesellschaftliche Moral predigen und seine Schülerinnen zu guten weisen Hausfrauen erziehen.

Seit 1918 gab die Takarazuka-Mädchen-Musiktheatergruppe auch in Tokyo Vorstellungen. 1919 gründete Kobayashi die Takarazuka-Musiktheater-Fachoberschule als untergeordnete Organisation.

Zu Beginn der Shōwa-Ära erlebte Mädchen-Musical, wie Shōchiku Kagekidan, eine Blütezeit. In dieser Zeit wurden im Takarazuka-Theater auch Revuen und Line-Dance aufgeführt.

1940 bis 1941 diente Kobayashi als Industrie- und Handelsminister in der Politik. Er vereinbarte heimlich mit der Zensur, nationalistische Musicals wie *Nihon meifuden* (1941), in denen das damalige Frauenideal, *ryōsai kenbō* (gute Ehefrau und weise Mutter) gelobt wurde, aufzuführen. Takarazuka-Schauspielerinnen, Takarasienne genannt, wurden damals als Landesverteidigungs-Frauengesellschaft-Mitglieder mobilisiert. Sie spielten im Rahmen der Truppenbetreuung vor den Soldaten an den Kriegsschauplätzen. Damals führte Kobayashi auch den Männerchor im Takarazuka-Musiktheater ein. Das Wort Mädchen wurde hingegen aus dem Gruppennamen gestrichen, um das Gerücht, dass in Takarazuka sexuelle Perversionen herrschten, zu zerstreuen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem in den 60er Jahren, kamen wegen der Verbreitung des Fernsehens immer weniger Leute ins Theater. Das Takarazuka-Musiktheater büßte zu dieser Zeit seine ungeheure Popularität ein. Doch 1974 stieg mit der Aufführung des Musicals *Die Rose von Versailles*, das eine Vertonung eines damals sehr beliebten Mädchen-Mangas von Ikeda Riyoko

war, seine Popularität wieder. Die Zahl der Mädchenfans hat sich seither verdoppelt.

Als die wichtigsten Merkmale dieser Theatergruppe könnte man folgende Punkte nennen.

1) Alle Darstellerinnen sind ledige Frauen.

2) Sie spielen auch die Männer-Rollen. Diese nennt man *otokoyaku*.

Diese Männerrollen könnte man als „zweites Geschlecht“ bezeichnen. Im Takarazuka-Theater werden wie beim Kabuki-Theater die Techniken für die Gebärden, die Gesten, die Mienen im Schauspiel als *kata* (Form) bezeichnet. Die Männerrollen-Schauspielerinnen sollten sich immer mit dem Erlernen dieser *kata* beschäftigen.

Komischerweise forderte der Gründer Kobayashi von den Männerrollen-Schauspielerinnen, dass sie sich außerhalb der Bühne nicht als Männer, sondern als richtige Frauen zu verhalten hätten. Kobayashi dachte, eine Männerrolle-Schauspielerin sollte einen Mann spielen, damit sie nach ihrer Heirat ihren Mann gut verstehen könne.

3) Unter diesen *otokoyaku* wird immer einer zum Top-Star bestimmt. Dieser Top-Star spielt stets die Hauptrolle. Dagegen sind Frauenrollen (*musumeyaku*) weniger spektakulär. Sie haben stets die Funktion, die Haupt-Männerrollen-Schauspielerin hervorzuheben. Beim Musical *Elisabeth* ergibt sich wegen dieser Aufführungspraxis für das Takarazuka-Musiktheater ein Problem, weil darin die Kaiserin Elisabeth als liberale, starke, egoistische Frau eigentlich die Hauptrolle ist. In den Takarazuka-Aufführungen kann sie daher als Nebenrolle neben der Hauptrolle Tod ihren eigenen Charakter nicht genügend zum Ausdruck bringen.

4) Bei den Vorstellungen des Takarazuka-Musiktheaters dürfen nur Absolventinnen der Takarazuka-Musiktheater-Fachoberschule auftreten.

5) Die Takarazuka-Musiktheatergruppe teilt sich in fünf Gruppen, die Blumen-, Mond-, Schnee-, Sterne- und die Sphären-Gruppe. Jede Gruppe hat besondere Eigenschaften, z.B. die Blumen-Gruppe ist spezialisiert auf Tanz, die Mond-Gruppe auf das Schauspiel, die Schnee-Gruppe auf das japanische Theater, und die Sterne-Gruppe auf die Kostüme.

2. Dokumentation der Aufführungen des Musicals *Elisabeth* in Japan

Seit 1996 wird das Musical *Elisabeth* in Japan vom Takarazuka-Musiktheater und vom Tōhō-Musiktheater aufgeführt (Vgl. Tabelle 1).

Jahr	Monat	Theater-Gruppe	Theater
1996	2 ~ 3	Takarazuka	Takarazuka Dai
	6	Yuki	Tokyo Takarazuka
	11 ~ 12	Hoshi	Takarazuka Dai
1997	3	Takarazuka Hoshi	Tokyo Takarazuka
1998	10 ~ 12	Takarazuka Sora	Takarazuka Dai
1999	2 ~ 3	Takarazuka Sora	Takarazuka 100 Days Theater
2000	6 ~ 8	Tōhō	Teikoku
2001	3 ~ 4	Tōhō	Teikoku
	5		Chūnichi
	8		Umeda Koma
	10		Hakata Za
2002	10 ~ 11	Takarazuka Hana	Takarazuka Dai
2003	1 ~ 2	Takarazuka Hana	Tokyo Takarazuka
2004	3 ~ 5	Tōhō	Teikoku
	8		Chūnichi
	10		Hakata Za
	11 ~ 12		Umeda Koma
2005	2 ~ 3	Takarazuka Tsuki	Takarazuka Dai
	4 ~ 5	Takarazuka Tsuki	Tokyo Takarazuka
	9	Tōhō	Teikoku
2006	5	Tōhō	Nissei
2007	5 ~ 6	Takarazuka Yuki	Tokyo Takarazuka
	7 ~ 8		

Tabelle 1: Die *Elisabeth*-Aufführungen in Japan von 1996 bis 2007.

3. Die Merkmale der japanischen Inszenierungen des Musicals *Elisabeth* durch das Takarazuka-Musiktheater

3.1 Der Tod in der Hosenrolle als Hauptrolle.

Bei der Takarazuka-Fassung ist Tōto, der Tod, so lautet der Eigenname des Kaisers des Totenreiches, die Hauptrolle, während bei der Wiener Fassung Elisabeth die Hauptrolle ist. Zwei Gründe werden angeführt, warum diese Rolle Tōto als Eigenname und nicht auf Japanisch *shi* oder *shinigami* genannt wird. Erstens: Bei der Uraufführung wurde der Topstar, die hervorragende Schauspielerinnen Maki Ichiro für die Rolle des Tōto ausgewählt, aber die Ur-

aufführung des Musicals *Elisabeth* war für sie der letzte Auftritt vor ihrem Rückzug von der Bühne. Man bezeichnete die Rolle Tōto als Eigenname und nicht mit einem Wort in der Bedeutung des Todes, um unglückbringende Implikationen zu vermeiden.

Zweitens: In Japan gibt es weder das Symbol des Sensenmannes noch die Tradition des Allegorietheaters, in dem der Begriff Tod als eine Rolle personifiziert wird. Auch die Kultur des Totentanzes, die auf mittelalterlichen christlichen Vorstellungen beruht, ist nicht verständlich.

Warum wird die Rolle „Tod“ in der japanischen Fassung als Hauptrolle behandelt? Weil man der Tradition des Takarazuka Theaters, in der die Topstar-Hosenrolleschauspielerinnen die Hauptrolle sein soll, folgen musste.

Bei der Takarazuka Fassung hat man sogar eine neue Duett-Nummer „Ai to shi no rondo (Der Reigen der Liebe und des Todes)“ mit dem Text „Kein Kommen ohne Gehen“, die sich in der Wiener Fassung nicht findet, eingeschoben, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf den Tod zu lenken. Außerdem stellt man bei der Takarazuka-Aufführung „Der Reigen der Liebe und des Todes“ als Subtitel neben den Haupttitel *Elisabeth*.

Was ist der Unterschied der Rolle des Todes in der Hosenrolle beim Takarazuka-Theater und dem des männlichen Schauspielers bei der Wiener Aufführung? Das deutet Mate Kamaras, der in der Wiener Fassung den Tod spielte, an. Er behauptet, dass er den Tod immer als einen Mann, als den Sexualpartner von Elisabeth, gespielt habe. Nach seinen Worten muss sein Tod schön und sexy sein. Dazu steht der Tod des Takarazuka-Theaters im Kontrast. Dort ist der Tod als der Geliebte von Elisabeth hervorgehoben, aber dessen charakteristischer Reiz ist neutral. Zwar scheinen alle Männerrollen von Schauspielerinnen im Takarazuka-Theater etwas neutral, aber während andere Männerrollen, z.B. die Rolle des Kaiser Franz Joseph oder des Luigi Lucheni einen Bart haben und Männlichkeit vorspielen, scheint der Tod die Neutralität zu spielen, indem er lange blonde Haare hat, wie in die Figur des Oscar im Hitmusical *Die Rose von Versailles*, und er ist auch eher neutral geschminkt.

Diese Neutralität in der Bedeutung, bisexuell zu sein, ist als Schlüsselwort für Takarazuka zu verstehen. Takarazuka-Fans sind von dieser Neutralität der *otokoyaku* fasziniert. Einen Grund dafür nennt Jennifer Robertson. Japanische Frauen, vor allem ältere Frauen, seien mit ihren Ehemännern unzufrieden, weil sie immer zu viel mit ihren Arbeiten beschäftigt seien. Reale Männer seien für sie nicht anziehend. Daher suchen sie auf der Takarazuka-Bühne nach der idealen, traumhaften, romantischen Liebe.

Während in der Wiener Fassung das Leben des Kaiser-Ehepaars, wobei Franz Joseph und Elisabeth trotz seiner tiefen Liebe zu ihr immer aneinander vorbeigingen, eine wichtige Rolle spielt, und die Rolle des Kaisers ein

bestimmtes Dasein hat, spielt in der Takarazuka-Fassung den Franz Joseph absichtlich eine kleine Hosenrollen-Schauspielerin, damit das Dasein des Kaisers verkleinert wird. In Wien ist Kaiser Franz Joseph jetzt noch populär und bekannt. So kann man etwa in Wien nicht spazieren gehen, ohne das Porträt des Kaisers zu sehen. In Japan ist Kaiser Franz Joseph nicht so bekannt und daher durfte man ihn ignorieren.

3.2 Neu geschaffene Rollen: die Kämpfer für die ungarische Freiheit

Im Musical *Elisabeth* gibt es viele Szenen, in denen die damalige gesellschaftliche Situation in Wien dargestellt wird. Eine davon behandelt den Antisemitismus. In einer Szene des zweiten Aktes in der Wiener Fassung wird die Bewegung des Antisemitismus eindrucksvoll dargestellt. Vor allem in der neueren Wiener Fassung fällt die auf die Nazis vorausdeutende zu radikale Inszenierung mit der Demonstration der Hitler-Jugend in Khaki-Uniformen mit einem hakenkreuzähnlichen Armabzeichen auf. Statt des Antisemitismus treten in der Takarazuka-Fassung neu geschaffene Rollen auf, die sich in der Wiener Fassung nicht finden, so der Revolutionär Elmar Bathyani und Moritz Szeps, der Chefredakteur, der mit Kronprinz Rudolf befreundet war. Warum wird in der Takarazuka-Fassung der Antisemitismus weggelassen und warum werden stattdessen die ungarischen Freiheits- Revolutionäre hervorgehoben?

Dazu äußerte sich der Regisseur Koike Shūichirō. Er habe die ungarische Situation hinzugefügt, weil sie ihm in der Wiener Fassung nicht genug dargestellt zu sein schien. Ich nehme aber an, dass diese ungarischen Persönlichkeiten den Takarazuka-Fans schon vertraut sind, weil das Takarazuka-Theater früher *Meyerling* aufführte, worin die Freundschaft des Kronprinzen Rudolf mit Revolutionären wie Szeps dargestellt wurde. Außerdem bin ich der Meinung, dass revolutionäre Bewegungen für japanische Mädchen leichter zu verstehen und viel romantischer sind als antisemitische Bewegungen. Außerdem ist die volkstümliche Bühne mit ungarischen Trachten schöner und traumhafter als die politische Atmosphäre mit Naziuniformen. Japanische Fans sind außerdem durch den Erfolg des Hitmusicals *Die Rose von Versailles* an das Schema der Feindschaft zwischen dem Hof und den Revolutionären gewöhnt.

3.3 Das Merkmal des Stimmumfangs.

Der Stimmumfang beim Takarazuka-Musical ist geringer als der bei normalen gemischten Musicals, weil im Takarazuka-Musical nur Frauen spielen. Beim Duett einer Männerrolle und einer Frauenrolle ergibt sich der Mangel der kubischen Wirkung, weil normaler Weise beim gemischten Chor der Mann um eine Oktave tiefer singt. Um diesen Nachteil auszugleichen, singt beim Duett

im Takarazuka, z.B. beim Duett von Franz Joseph und Elisabeth, Franz Joseph die Hauptstimme, die eigentlich von Elisabeth gesungen werden sollte, und Elisabeth singt eine Oktave höher oder die sogenannte obligate Melodie, damit der erforderliche Stimmlagenunterschied hervorgebracht werden kann. In der Folge ist der Stimmumfang von Elisabeth höher als in der Wiener Fassung und die Wirkung ist eine sanftere, weiblichere Elisabeth als in der Wiener Fassung, obwohl Elisabeth eigentlich eine willensstarke, sportliche Frau war. Im Allgemeinen entfaltet die Takarazuka-Fassung dadurch eine über der Realität schwebende Atmosphäre.

4. Warum in Japan der Habsburgermythos ein Mythos bleiben muss.

In der Wiener Fassung kritisiert Lucheni Elisabeth selbst als kitschig. Ferner beanstandet er ihre egoistische Haltung. Aber in der japanischen Fassung singt Lucheni einen ganz anderen Text, in dem die Schönheit von Elisabeth hervorgehoben wird. Ich denke, dass die Wiener Fassung auf eine andere, neue Interpretation des Habsburger- und Sisi-Mythos, der durch etliche Filme und zahlreiche Bücher zu Elisabeth und zur Meyerling-Affäre idealisiert wurde, zielt. Wie Kunze sagt, wird in der Wiener Fassung der Zerfall der Mornachie, das Ende einer Zeit durch eine Frau, deren Leben vom Tod begleitet war, dargestellt, und das mythologisierte Hofleben wird durch die Bühnenausstattungen wie die schiefe, zerlumppte Hofkutsche und das Riesenrad mit dem grotesken roten Habsburger Wappen kritisiert.

Dagegen steht in der Takarazuka-Fassung die romantische Liebe zwischen Elisabeth und dem bisexuellen Tod im Mittelpunkt. Die Takarazuka-Bühne bietet die sentimentale traurige Traumwelt eines europäischen Hofes, nach dem sich viele Japanerinnen sehnen. Man kann behaupten, dass dieses Musical in der japanischen Fassung selbst zum Kitsch geworden ist.

Wir müssen das aber im Zusammenhang mit der Rezeptionsgeschichte des Habsburger Mythos in Japan und in Takarazuka betrachten. Die Takarazuka-Bühne mit nur Frauen bietet Japanerinnen, die sich nach der anmutigen europäischen Kultur sehnen, eine Traumwelt. Das traumhafte Hofleben darf daher nicht kritisiert werden. Bei der *Rose von Versailles* musste das Leiden von Marie Antoinette schön dargestellt werden, während Oscar, der auf der Seite der Revolutionäre stand, obwohl er adelig war, die Hauptrolle spielte. Wie Oscar, Antoinette und Rudolf die schönen tragischen Helden und Heldinnen waren, müssen Elisabeth und der Tod auch schön und tragisch sein und dürfen nicht kritisiert werden, damit eine utopische, unrealistische Welt auf der Bühne erscheint.

Literaturverzeichnis

Etō Shigehiro (Hg.)

2007 *Takarazuka kagekidan sutadiizu: Butai o hyakubai tanoshimu chiteki na jūgō kōza* (Studien zum Takarazuka-Musiktheater: 15 anspruchsvolle Vorlesungen, um die Vorstellungen hundert Mal mehr genießen zu können). Kaikōshō shuppan.

Hamann, Brigitte

1990 *Elisabeth, Kaiserin wider Willen*. Wien u.a.: Amalthea.

Kawasaki Kenko

2005 *Takarazuka to yū yūtopia* (Die Utopie namens Takarazuka). Iwanami shoten.

Magris, Claudio

2000 *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur*. Wien: Zsolny.

Nakamoto Chiaki

2009 *Naze Takarazuka kageki ni kyaku wa oshiyoseru no ka. Fukeiki mo fukitobasu Takarazuka no miryoku* (Warum nimmt das Takarazuka-Musiktheater die Zuseher im Sturm? Die Faszination von Takarazuka, das selbst die Rezession wegbläst). Shōgakkan (= 101shinsho).

Seikyūsha henshubu (Hg.)

2009 *Takarazuka to yū sōchi* (Eine Einrichtung namens Takarazuka). Seikyūsha.

Ueda Shinji

2002 *Takarazuka: Hyakunen no yume* (Takarazuka: Ein hundertjähriger Traum). Bungei shunjū (Bunshun shinsho 277).

Vereinigte Bühnen Wien GmbH (Hg.)

1995 Programmheft der Aufführung des Musical *Elisabeth* im Theater an der Wien. Wien: Selbstverlag.

Watanabe Hiroshi

1999 *Takarazukakageki no henyō to Nihon kindai* (Der Wandel des Takarazuka-Musiktheaters und die Moderne Japans). Shinshokan.

DVD-Verzeichnis

Takarazuka kagekidan (Hg.)

2002 *Erizabēto. Ai to shi no rondo* (Elisabeth. Der Reigen der Liebe und des Todes). Aufführung der Takarazuka Hana-Gruppe. Ausstattung und Inszenierung von Koike Shūichirō. Takarazuka kuriēitiv ātsu.

Vereinigte Bühnen Wien GmbH (Hg.)

O. J. *Elisabeth*. Das Musical von Michael Kunze und Sylvester Levey.

Die Autorinnen und Autoren

SUSANNE FORMANEK

ist Lektorin für vormodernes Japanisch am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien

HARA MICHIO

ist emeritierter Professor für Theaterwissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Meiji-Universität

ITODA SŌICHIRO

ist Professor für Germanistik an der Philosophischen Fakultät der Meiji-Universität

SEPP LINHART

ist emeritierter Professor für Japanologie der Universität Wien

WOLFRAM MANZENREITER

ist Professor für Japanologie sozialwissenschaftlicher Ausrichtung am Institut für Ostasienwissenschaften der Universität Wien

SEINO KIKUKO

ist Professorin an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Meiji-Universität

SEKINE YŪKO

ist Dozentin an der Philosophischen Fakultät der Meiji-Universität

SOMIYA TOMOKO

ist Dozentin an der Philosophischen Fakultät der Meiji-Universität

TSUNEKAWA TAKAO

ist emeritierter Professor für Germanistik der Meiji-Universität

